

1 / 2012



mondkalb

ZEITSCHRIFT FÜR DAS ORGANISIERTE GEBRECHEN

Opferecke:

Dürfen sich Behinderte umbringen? S. 3

Schwerpunkt:

Bulli oder Barkas? Behindertenbewegung in Ost und West S. 4-9

Kontinuität im Totmachen:

Gedenkpolitik in Ost und West. S. 12-13



Die Antidiskriminierungsfalle

Matthias Vernaldi

Es ist schon sehr lange her, als man beim Trampen mit dem Rollstuhl von leeren LKWs mitgenommen wurde; heute kann man nicht einmal mehr spontan die Bahn nutzen.

Ende der 70er war ich ein ganz junger Mann. Natürlich wollte ich leben – vor allem erleben. Dass ich aus meinem Rollstuhl nicht heraus konnte, änderte nichts daran. Samstag nach der Schule erzählte einer, dass in Gräfenonna eine Bluesband spielte. Eine solche war zu dieser Zeit in der DDR eine Rarität. Wir standen auf Blues. Also fuhren wir hin. Manne hatte einen E-Rolli, kam also alleine klar, und mich schob Harry, der halbwegs laufen konnte. Die letzten fünf km vom Bahnhof Gräfenonna zur Waldbühne mussten wir laufen, bzw. geschoben werden, weil es im Bus keinen Platz für unsere Rollstühle gab. Die Band spielte eine geile Mucke. Wir schüttelten unsere Mähnen und sangen inbrünstig mit, wenn wir einen Titel kannten. Am besten kam Manne. Er schaltete die Blinklichter an und fuhr mitten in die hottende Meute. Bald war er der Mittelpunkt des Open Airs. Den letzten Zug ver-

Fortsetzung auf Seite 2

Die Glöcknerin packt aus

Quasimoda Quantenbein

Auf Seite 1 steigt das Mondkalb gewohnheitsmäßig hinab in die Niederungen von Liebe und Sex. In diesem Tiefland steht der behinderte Körper vor besonderen Herausforderungen, denn „behindert“ ist den meisten das Gegenteil von sexy. Und wenn's dann doch zur Sache geht, müssen vielleicht erst Klamotten umständlich ausgezogen, Gliedmaßen hingelegt, Urinbeutel gewechselt werden. Totaler Erotikkiller!

Unsere neue Kolumnistin, sieht das anders. Bucklig, sehr schwerhörig, krummbeinig und im fortgeschrittenen Alter hält sie zum Theater der Körpormierungen gerne Abstand. Zuweilen aber steigt sie hinab von ihrem Glockenturm, denn auch sie hat manchmal Lust auf eine Affaire – vorerst hetero, aber wer weiß was später noch kommt, vielleicht im Seniorinnenalter.

Für sie als egomanische Narzisstin sind Frauen mit Behinderungen der Knaller im Bett. Nichts, findet sie, müsste für Männer eine größere erotische Verheißung sein als Krückstöcke, Prothesen und Rollstuhlräder an und unter einer Frau. Dass viele Männer behinderte Frauen dennoch beharrlich als asexuelle Neutren wahrnehmen, ist ihr ein Rätsel. Sie schießt gern mal über das Ziel hinaus, verallgemeinert und unsachlich polemisch – auch in der Hinsicht ist sie halt behindert. Schließlich schreibt sie ja für mondkalb. Unseren Lesern wollen wir Ihren Brandbrief an die Männer nicht vorenthalten. Schließlich will sie ja nur deren Bestes.

„Besser ne Taube auf dem Dach als ne Blinde im Bett“ lautet ein alter Schenkelklopfer aus dem Hause Herrenwitz. Ach, Typen, Ihr seid Euch so sicher: Eine behinderte Frau im Bett, das wär' der ultimative Anschlag auf Eure Männlichkeit. Schließlich adelt erst eine gut aussehende Blonde mit langen Haaren und Beinen sowie ausreichender Oberweite Euren stets fragilen Sozialstatus, hin zum soliden Abräumer in der Arena des Testosterons. Und reicht es nicht zur langbeinigen Blondin, dann bitte mindestens eine mütterliche Braunhaarige, die sich um Euch kümmern kann, wenn ihr Euch in der bösen Konkurrenzwelt Blessuren zugezogen habt. Eine Frau mit angeschlagener Physis? Eine mit ohne Gliedmaßen? Oder die irgendwas nicht kann? Geht gar nicht, denn schließlich kann Mann selbst einiges ja nicht: Kinder kriegen zum Beispiel, Empathie oder wie das heißt, und manchmal geht auch Gut-Aussehen nicht so richtig (Bierbauch, Haarausfall).

Nee, da muss schon ne funktionierende Frau ran, ne „echte“ Frau halt. Wie sähe das denn auch aus: Mann, in den besten Jahren, schiebt Rollstuhl? Ist der jetzt Krankenpfleger oder was? Jetzt irgendwie Weichei geworden? Oder...steht der etwa besonders drauf, ist der vielleicht selbst nicht normal? Naja, jedenfalls hat der wohl keine andere abgekriegt. Oder er ist ein Heiliger. Aber Mutti würde das auch nicht gutheißen: Wer soll denn da den Haushalt machen! Ach, wenn Ihr nur wüsstet. Ihr verpasst da einiges. Lustige soziale Situationen, gut ausgebildete, schlaue Gesprächspartnerinnen. Und

erst deren Kreativität im Bett: Nie wieder diese langweilige Missionarstellung mit dem ewiggleichen Rein-Raus, statt dessen interessante Erweiterungen Eures Repertoires. Aktiv-passiv wird neu definiert. Allein schon dadurch, dass manche behinderte Frau körperlich nicht anders als passiv kann, aber dabei so gewöhnt ist an die Kommunikation über ihre Bedürfnisse, dass sie Euch – sehr aktiv – klar sagt wie sie es gerne hätte. Oder: Ihr dürft endlich mal passiv sein, weil sie nicht unter, sondern auf Euch liegt – und dort eine Menge mit Euch veranstaltet. Euer Ansehen in der Welt der Frauen und Nichtmänner würde jedenfalls sprunghaft steigen: Endlich mal einer, der nicht nur auf die Titten guckt. Stattdessen aber habt Ihr Euer Beuteschema eingeengt auf Idealmaße und Idealfunktionen. Alles außerhalb fällt Euch gar nicht auf. Selbst wenn Ihr einen tatsächlich Flirt starten solltet, so mit Händchenhalten, tief in die Augen gucken – so lange sie Prothesen trägt, im Rollstuhl sitzt oder Spastikerin ist, merkt Ihr gar nicht, dass das ein Flirt war. Sie wird das schon richtig verstehen – als ganz tiefen Freundschaftsmoment, total innig und so. Ihr kann ich das ja sagen, sie ist eine ganz besondere Freundin. Besser als mein bester Kumpel. Und wenn sie das doch irgendwie in den falschen Hals kriegt, so mit Herzklopfen, feuchten Händen und dem ganzen Gedöns, dann war das ein Versehen, kann ja vorkommen. Ist ja nicht weiter schlimm, wir bleiben Freunde.

Schwanzträger! Macht Euch doch nicht unglücklich! Nächstes Mal lasst Ihr die Blinden und Tauben mal ein bisschen rangehen, Ihr werdet sehen, das wird ein spannender Abend.“ ■

Das gibt ne ANZEIGE

Thomas Melbert, Verfassungsschutz Brandenburg

„Tagsüber bin ich V-Mann und abends überwache ich meiner Mutter!“

Die Familienpflegezeit macht Beruf und häusliche Pflege vereinbar.

Die meisten Menschen wollen für ihre Angehörigen da sein, wenn diese Hilfe brauchen. Viele von ihnen gehen bei der Pflege eines Angehörigen bis an die Grenzen ihrer Belastbarkeit, besonders wenn sie gleichzeitig berufstätig sind. Die Familienpflegezeit gibt ihnen Zeit für die Pflege, sichert dabei einen Großteil ihres Einkommens und hält die Perspektiven für ihre berufliche Entwicklung offen.



Bundesamt
für Familie und
zivilgesellschaftliche Aufgaben



www.familien-pflege-zeit.de



> Fortsetzung von Seite 1

passten wir, weil es ja die fünf km Fußweg zurück gab. So verbrachten wir vier Stunden mit einer Flasche Wermut auf dem Provinzbahnsteig unterm Sternenzelt.

Den Begriff „barrierefrei“ gab es noch nicht. Aufzüge hatten nur Bahnhöfe in größeren Städten für die Transportfahrzeuge der Gepäckaufbewahrung. Mit dem Rollstuhl saß man im Gepäckwagen oder im Vorabteil am Ausstieg neben dem Klo. Trotzdem kamen wir immer an und fanden auch noch eine Übernachtung. Ich bin ein paar Mal sogar getrampt. Dazu eigneten sich nur LKWs mit leerer Ladefläche. Es klappte immer. Die meisten sagten, wenn sie unsere spontanen Unternehmungen mitkriegten: „Mensch, ihr seid ja mutig!“ oder „Ihr müsst doch wahnsinnig sein!“.

Fremde Leute packten ganz selbstverständlich mit an

Die Umwelt war in der DDR mehr noch als im Westen nicht auf Leute in Rollstuhl eingestellt. Diese bewegten sich meist auf gewohnten Wegen in einem engumgrenzten aber befahrbaren Terrain. Und Viele lebten fast ausschließlich in der Wohnung oder gar im Heim. Aber wenn dann mal einer am Bahnhof auftauchte, packten die Reisenden mit an und stemmten ihn in den Wagon. Dasselbe galt für die Treppen in die Wohnungen von Freunden, Kneipen, Kinos und Discos. In einer solchen Situation zu helfen, verstand sich von selbst.

Natürlich war es etwas anderes, wenn ein Behinderter mit im Haus wohnte und jeden Tag und vielleicht auch noch in der Nacht Treppenhilfe brauchte. Das wurde dann schon eher zur Last. Und wenn alle Rollstuhlfahrer auf die Idee gekommen wären, in ähnlich dreister Weise wie wir in die Öffentlichkeit zu drängen, hätten die Bürger einiges zu tragen gehabt. Jetzt sind bald 40 Jahre vergangen, davon schon wieder zwei Jahrzehnte ohne DDR. Es gibt den Begriff „barrierefrei“ und sogar Entsprechungen in der realen Welt: Blindenleitsysteme, Einstiegshilfen, Aufzüge, Rollstuhltoiletten, -abteile, -tribünen, -eingänge.

Anfang des Jahres besuchten mich meine Eltern in Berlin. Ich wollte mit ihnen einen Abend in einem Varieté verbringen, das in den Hackeschen Höfen liegt. Diese sind für ihre rollstuhlfeindliche Architektur bekannt. So verwies ich, als ich die Karten telefonisch bestellte, darauf, dass ich ausreichend Hilfe dabei hätte, die Treppen mit dem Rollstuhl zu überwinden. Zu meiner Überraschung sagte man mir, dass es einen Aufzug gibt, ich aber die von mir soeben gebuchten Plätze in Bühnennähe nicht bekommen kann. Für Rollstuhlfahrer

gäbe es nur Karten für die neunte und zehnte Reihe. Meine alten Eltern und ich, der sich nicht bewegen kann, um seinen Blickwinkel zu verändern, hätten von solchen Plätzen aus nur Andeutungen von Bewegungen der Artisten erahnen können. Ich diskutierte mit der Kartenverkäuferin. Aber sie sah keinen Weg. Ich würde den Kellnern im Wege stehen.

Das postete ich auf der Facebook-Seite des Varietés und sagte, dass diese Regelung diskriminierend sei. Sehr bald gab es empörte Kommentare. Die Geschäftsführung erklärte, dass sie mit dieser Regelung nicht hätten diskriminieren wollen, sondern dass sie dem Brandschutz geschuldet sei.

So erhielt ich dann doch die guten Plätze. Der Aufzug war an diesem Abend übrigens defekt. Aber ich war ja Kummer aus dem Osten gewohnt. Die Mitarbeiter des Hauses packten auch ganz selbstverständlich mit an, so dass meine Eltern ihre alten Knochen schonen konnten. Der Direktor spendierte uns sogar einen Chianti. Als dann meine Blase drückte, musste ich feststellen, dass ich nur über eine lange Treppe zur Toilette kam. Aber es gab noch eine: nur über zwei Stufen und einige verwinkelte Gänge, zu der das Personal uns führte. Leider war die für den Rollstuhl zu eng. Ich pinkelte in eine Flasche (habe ich immer dabei; bin ja Kummer gewohnt) und hatte einen schönen Abend mit Akrobatik auf Weltniveau und überraschend gutem Chianti.

Die Entdeckung der Diskriminierung

Der wäre ausgefallen, wenn ich nicht die Diskriminierung hätte ins Feld führen können. Im Rechtsstaat Bundesrepublik müssen, wenn ich ein Varieté besuchen möchte, Brandschutzverordnung, Bau- und Gewerberecht, Haftungsrecht und Antidiskriminierungsgesetz gegeneinander antreten.

In der Zeit, zu der ich als Tramper auf leere LKWs angewiesen war, entdeckten im Westen die Behinderten die Diskriminierung für sich.

Es war ein völlig neuer Gedanke, dass es eine Diskriminierung war, mit dem Bus als Rollstuhlfahrer nicht mitfahren zu können. Bisher bewältigte man das individuell und gegebenenfalls mit Hilfe der anderen Passagiere. Die Idee, dass andere Busse gebaut werden müssten, lag erst einmal sehr fern. Sie hat sich durchgesetzt.

Eine Gesellschaft darf heute auf keinen Fall diskriminierend sein. Deshalb sind entsprechende Gesetze entstanden und werden andere Busse gebaut. Auch der einzelne will auf keinen Fall als ein Diskriminierer gelten.

Frist die Antidiskriminierung ihre Kinder?

Das hat meinen Eltern und mir den Abend gerettet. Es zeitigt aber auch Folgen, die selbst wieder ausgrenzend und diskriminierend sind. Spontanes Verreisen mit der Bahn ist für mich nicht mehr möglich. Ich muss Tage vorher die Tickets mit den Rollstuhlplätzen buchen und anmelden, wo ich ein- und aussteige. Tue ich es nicht, werde ich nicht mitgenommen, auch wenn die Mitpassagiere anpackten würden. Zudem ist die Bereitschaft der Leute dazu gesunken. Die Gesellschaft ist verantwortlich, nicht der Einzelne. Im Stadion sitze ich auf der Rollstuhltribüne, nicht im Fanblock, ebenso beim Rockkonzert, wo meine nichtbehinderten Freunde weit entfernt im Gewühl abtanzen. Mitunter bekomme ich auch im Puff zu hören, dass sie hier für mich nichts tun könnten. Für welche wie mich gäbe es doch eigens Sexualbegleiterinnen. Und aufs Männerklo werde ich auch nicht gelassen, wenn sich im Umkreis von 200 m eine Behindertentoilette befindet.

Offenbar scheint das Bemühen um das Aufheben von Ausgrenzungen neue zu schaffen. Die Antidiskriminierung frisst also ihre Kinder. Das liegt im Wesentlichen daran, dass die Maßnahmen, die Gleichberechtigung herstellen sollen, selbst wieder nur Sonderbehandlungen darstellen. Die Rollstuhltoilette steht eben nur gelegentlich zur Verfügung. Wirkliche Gleichbehandlung wäre der Umbau aller öffentlich zugänglich Toiletten. Ein ICE verfügt über zwei bis vier Rollstuhlstellplätze. Eine extra Voranmeldung und Platzkartenreservierung wäre jedoch nur dann nicht nötig, wenn in jedem Wagon z.B. durch klapp- oder schwenkbare Sitzmodule mehrere Stellplätze geschaffen werden könnten und die Einstiegshilfen direkt am Wagon angebracht wären.

Barrierefreiheit ermöglicht erst dann in umfänglichem Sinn Teilhabe, wenn sie konsequent gedacht und umgesetzt wird. Da alle immer nur von den Kosten reden, ist es bis dahin noch ein weiter Weg – und der ist auf keinen Fall barrierefrei. Solange sind Improvisationen, Regelverletzungen und die gehörige Portion Frechheit für unsereins unabdingbar. ■



Die Regenbogenpresse des organisierten Gebrechens ...

... wollte mondkalb sein. Und hat es geschafft — die achte Ausgabe ist fertig und somit alle Farben des Regenbogens verbraucht. Deswegen gibt es diese Ausgabe in allen Farben, die Euroskala hergibt. Außerdem wollten wir mal eins sagen: Danke, Ihr Säckle! Für's Lesen, für Eure knappen Spenden, für's Verteilen und manchmal auch für die Geduld bis zur nächsten Ausgabe.

Und noch was ... man muss sich kein Bein ausreißen (oder wie Samuel Koch eine gesunde Querschnittlähmung antrainieren), um ins mondkalb zu kommen. Man kann für uns schreiben, fotografieren, malen und muss noch nicht mal selbst ein Krüppel sein - auch wenn das natürlich von Vorteil ist. Die Redaktion des Organisierten Gebrechens sagt Euch Normalos: So behindert wie Ihr es seid, können wir garnicht sein!

Opferecke

Wie immer behandeln wir in dieser Rubrik Fragen zum Komplex Behinderung, die sich die geneigte Leserschaft gelegentlich stellt, die sie sich aber nie getrauen würde auszusprechen. Unsere heutige Frage lautet: Dürfen sich Behinderte umbringen?

Dumme Frage. Das liegt doch wohl auf der Hand, dass sie Hand an sich legen können, wie alle anderen auch.

Aber dürfen das denn wirklich alle anderen auch? Die Zeiten, wo überlebende Selbstmörder bestraft wurden (oft tatsächlich mit dem Tod), sind zumindest hierzulande vorüber. Aber wer dazukommt, wenn sich einer in die Schlinge hängen will, und das nicht verhindert, bzw. ihn dann nicht sofort abschneidet, macht sich strafbar. Eigentlich darf sich also niemand suizidieren - auch nicht Behinderte.

Auch nicht Behinderte? Es ist ihnen ebenso verwehrt wie allen anderen. Ist es ihnen dann aber auch ebenso zugänglich? Wie kann sich eine Frau mit Muskelschwund erhängen, wenn ihre Assistenten nicht die Schlinge knüpfen und ihr um den Hals legen sollen? Die Luft anhalten? Oder stellen Sie sich ein Spastiker mit Athetosen vor, der sich mit einer Pistole selbst um die Ecke bringen will. Das

wird doch zum (Un)Glücksspiel! Mit Sicherheit ist die Einrichtung eher hinüber als der Schütze. Oder der Blinde, der vom Turm springen möchte - soll er vor dem Sturz in die Tiefe erst einen Anwesenden fragen, ob die Stelle, an der er steht, auch einen freien Fall garantiert oder nicht nach zwei/drei Metern ein Vordach oder Ähnliches im Weg ist?

Wir sehen: Es gibt durchaus behinderungsbedingte Nachteile beim Selbstmorden. Aber in einer Demokratie wird alles irgendwie wieder ausgeglichen. Und so gibt es auch behinderungsbedingte Vorteile - vor allem beim assistierten Suizid. Jeder kann verfügen, dass man ihm wichtige medizinische Hilfen wie z. B. Notfall-OPs oder künstliche Beatmung vorenthält, wenn er fortan mit Demenz oder einer Lähmung zurechtkommen müsste, dass man ihn also sterben lässt, obwohl man ihn weiterleben lassen könnte. Ärzte und Angehörige sind nach Rechtslage gehalten, dem zu folgen. Ohne Aussicht auf umfassende Einschränkungen aber gibt es das volle Programm an technischer Lebenserhaltung.

Im Notfall wird also der Tod mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln verhindert. Der Wille des in Not Geratenen spielt erst einmal keine Rolle. Nur wenn er schwerbehindert sein

sollte oder zu erwarten ist, dass er es wird, gibt man ihm dem Tod anheim, wenn er es wünscht oder man mutmaßt, dass er es wünscht. In der Schweiz kann man sich mit einer entsprechend beeindruckenden Behinderung sogar ganz legal aktiv töten lassen, indem man tödliches Gift verabreicht bekommt.

Bedeutet das nicht, dass das Leben eines Menschen, der mit einer Behinderung leben muss, geringer bewertet wird? Ist das nicht Selektion? Ähnelt es nicht dem, was die Nazis mit ihrem Euthanasieprogramm diktatorisch durchzogen, jetzt nur mit dem Vorzeichen der Selbstbestimmung? Ist also nicht mehr der Mord an Kranken und Behinderten das Verbrechen, sondern lediglich, dass man ihn ohne ihre Zustimmung begibt?

So leidet es uns tut, hoffentlich immer noch geneigte Leserschaft, die Frage, ob sich Behinderte das Leben nehmen dürfen, muss ohne jede Einschränkung mit „nein“ beantwortet werden. Sie dürfen noch viel weniger als Nichtbehinderte Hand an sich legen, bzw. legen lassen, weil das einen Akt der Selbsteuthanasie darstellt. Und das geht ja nun mal gar nicht! Gerade hier in Deutschland. ■

Von der Fürsorge zur Selbstbestimmung

Wie behinderte Menschen in der BRD undankbar wurden

Rebecca Maskos

Weil sie den Anblick einer Gruppe behinderter Menschen an ihrem Urlaubsort hatte ertragen müssen, hatte eine Frau gegen ihren Reiseveranstalter geklagt. Mit Erfolg: Das Frankfurter Landgericht sprach ihr im Februar 1980 Schadensersatz zu. Gemeinsam mit den Behinderten den Speisesaal benutzen zu müssen sei unzumutbar, heißt es in der Urteilsbegründung: „Es ist nicht zu verkennen, dass eine Gruppe von Schwerbehinderten bei empfindsamen Menschen eine Beeinträchtigung des Urlaubsgenusses darstellen kann.“

Das Urteil sorgte für Empörung, nicht nur bei behinderten Menschen.

ersten Mal in der Geschichte der BRD schaffte es der Widerstand behinderter Menschen in die „Tagesschau“.

Von gemeinsamer Organisation gegen Diskriminierung oder sogar Widerstand waren behinderte Menschen noch kurz Zeit zuvor weit entfernt gewesen. In der Weimarer Zeit hatte es zwar erste Gruppen der Behindertenselbsthilfe gegeben, doch die waren weitgehend in den Wohlfahrtsorganisationen der Nationalsozialisten aufgegangen. Neue Versuche von behinderten Menschen, selbst Behindertenpolitik zu machen, sollte es erst Jahrzehnte später wieder gegeben. Vorher hatten die

„Die brutal sich durchsetzende Macht der Normalität verbietet Behinderten das Heiraten, verhindert das Schaffen integrativer Schulen oder Kindergärten oder gibt Lokalverbot für Rollstuhlfahrer. Behinderte sind nicht nur ökonomisch gesehen eine Last für eine auf ein von den Werbefirmen der Zigaretten- oder Automobilindustrie entworfenes Leistungs- und Schönheitsideal hin ausgerichtete Gesellschaft. Wo sie sich die Rolle des mit Mitleid zu überschüttenden Opfers verweigern, bringen sie auch die sozialen Normen ins Wanken. Um diese Beruhigung des Alltags möglichst auszuschließen, droht uns eine – natürlich möglichst kostengünstige – Verwahrung bis zum Tode: In Heimen mit so illustren Namen wie „Waldesruh“ oder „Mariahilf“. Gleichzeitig wird unsere immer noch vorhandene Arbeitskraft in eigens für uns geschaffenen Werkstätten sehr effektiv ausgebeutet.“ (Aus der Eröffnungsrede des „Krüppeltribunals“, 1981)



Nazis in den 30er und 40er Jahren ein Mordprogramm aufgelegt, dem insgesamt rund 300.000 Menschen mit Behinderungen, chronischen und psychischen Krankheiten zum Opfer fielen. Hinzu kamen rund 400.000 Opfer von Zwangssterilisierungen.

Nach dem Krieg gab es zunächst hauptsächlich Hilfsorganisationen für Kriegsveteranen. In den 50er Jahren gründeten sich erste Elternorganisationen, zum Beispiel „Die Lebenshilfe für das geistig behinderte Kind“.

Die Vereine wurden oft gemeinsam mit Mediziner_

innen ins Leben gerufen. Ziel war, die Familien zu entlasten und die Kinder zu fördern – an Integration oder gar Inklusion wurde dabei aber nicht gedacht: Erste Sonderkindergärten, Sonderschulen und „beschützende Werkstätten für Behinderte“ entstanden, auch auf Betreiben der Elternvereine.

Doch die Kinder wurden älter, und die Bundesrepublik Ende der 60er von außerparlamentarischem Protest erschüttert. Student_innen - und Frauenbewegung brachten neue Ideen: Emanzipation, Selbstermächtigung, Selbstbestimmung über den eigenen Körper. Das ging auch an behinderten Menschen nicht spurlos vorbei. Junge Leute mit Behinderung suchten sich Gruppen außerhalb der von Eltern und Professionellen beherrschten Vereine. Sie gründeten die „Clubs 68“ und später die „Clubs Behinderter und ihrer Freunde“ (Cebeefs), zusammen mit engagierten nichtbehinderten Aktivist_innen. Die Clubs wurden zunehmend politischer und brachten sich kommunalpolitisch ein. Hier gab es auch viel zu tun: Busse

und Bahnen waren nicht zugänglich, abgeflachte Bordsteine gab es kaum, geschweige denn rollstuhlgerechte Wohnungen. Die meisten behinderten Menschen, die sich im Alltag nicht selbst versorgen, waschen oder anziehen konnten, lebten bei ihren Familien oder in Heimen. Hilfsmittel bewilligt zu bekommen war aufwendig. Fachleute berieten darüber, ob man behinderten Menschen erlauben dürfe, Auto zu fahren, zu heiraten oder Kinder zu bekommen.

Immer mehr behinderten Menschen erkannten, dass nicht sie oder ihre Körper für ihre Ausgrenzung verantwortlich waren, sondern eine ausgrenzende Gesellschaft. Und gegen die wollten sie sich wehren. Praktisch gemacht wurde das zum Beispiel Mitte der 70er Jahre in Kursen der Frankfurter Volkshochschule. Der Aktivist Gusti Steiner organisierte zusammen mit dem nichtbehinderten Journalisten Ernst Klee provokante Aktionen: Straßenbahnen wurden blockiert, illegale Rampen gebaut und „Goldene Krücken“ für „die größten Nieten der Behindertenarbeit“ verliehen.

Weiter nördlich in Hamburg und Bremen war man indes noch radikaler und schloss die Nichtbehinderten gleich ganz aus der politischen Arbeit aus. In der „Bremer Krüppelgruppe“, gegründet von Franz Christoph und Horst Frehe, durften nur behinderte Menschen mitarbeiten. Der Begriff „Krüppel“ brachte für sie besser das „Unterdrückungsverhältnis“ zwischen behinderten und nichtbehinderten Menschen auf den Punkt. Nichtbehinderte sollten ihre Normalitätsvorstellungen hinterfragen, bevor sie wieder mit den Krüppeln zusammenarbeiten könnten, so die Bremer Krüppelgruppe. Bis dahin arbeiteten die Krüppel „unter sich“, zum Beispiel in der bundesweiten „Krüppelzeitung“ (der Vorläufer der behindertenpolitischen Zeitschrift „Die Randschau“). Im Februar 1981 ketteten sich Mitglieder der Bremer Krüppelgruppe im Foyer des Bremer Rathauses an und traten in den Hungerstreik. So erreichten sie, dass Kürzungen bei einem Fahrdienst für behinderte Menschen zurückgenommen wurden.

Auch wenn die Radikalität der Krüppelgruppen nicht allen Aktivist_innen der Behindertenbewegung gefiel – gegen das Frankfurter Urteil demonstrierten sie zusammen und planten noch mehr gemeinsame Aktionen. Denn 1981 hatten die Vereinten Nationen das „Jahr der Behinderten“ ausgerufen. Auch Deutschland beteiligte sich, Wohlfahrtsverbände und Politiker_innen kündigten für das Jahr Veranstaltungen zur Fürsorge für Behinderte an. Die Krüppelgruppen und Behinderteninitiativen ahnten nichts Gutes: Die „Wohltäter“ würden sich auf den offiziellen Veranstaltungen selbst beweihräuchern für ihre angebliche „Integration Behinderter“, während sie weiterhin Gelder in Werkstätten, Sonderschulen und Sonderfahrdienste steckten. Statt sich an den Veranstaltungen zu beteiligen taufte sie das „Jahr der Behinderten“ um in das „Jahr der Behinderter“ und nutzten es als Plattform für ihre Proteste. Ihr Motto: „Jedem Krüppel seinen Knüppel“.

Gleich bei der Eröffnungsveranstaltung am 24. Januar 1981 zog ein „Krüppel- und Idiotenzug“ durch die Dortmunder Westfalenhalle. Aus ganz Deutschland waren Aktivist_innen gekommen, um gemeinsam die Bühne zu besetzen. Sie forderten: „Keine Reden. Keine Aussonderung. Keine Menschen-

Am 8. Mai gingen in Frankfurt 5000 Menschen dagegen auf die Straße.

Die Proteste gegen das „Frankfurter Urteil“ gelten als Startschuss der Behindertenbewegung in Deutschland. Dass behinderte Menschen sich aktiv wehren, laut und wütend gegen Diskriminierung vorgehen, das hatte man bis dahin noch nicht gesehen. Das Urteil wurde durch die Demonstration nicht zurückgenommen. Dennoch gab sie der entstehenden Bewegung das nötige Selbstbewusstsein. Und zum



Brav ins Heim rollen? Nicht mehr so angesagt: Stattdessen Proteste gegen das Frankfurter Urteil 1980. (s. Handyfoto)

rechtsverletzungen“. Bundespräsident Karl Carstens musste seine Rede in einem Nebenraum halten. Dort war dann auch nicht von Rechten und Selbstbestimmung die Rede, sondern von Mitmenschlichkeit und Nächstenliebe „für die Behinderten“.

Hatte schon die Bühnenbesetzung für viel Irritationen in der Öffentlichkeit gesorgt, tat es eine weitere Aktion im Juni 1981 noch mehr. Bei der Eröffnung der Reha-Messe in Düsseldorf stürzte sich Franz Christoph auf Karl Carstens mit den Worten „Hast Du aus Dortmund nichts gelernt?“ Dabei schlug er ihm mit seiner Krücke zweimal gegen das Knie. Neben den erneuten „Wohltäter“-Reden auf dieser Veranstaltung war für Christoph besonders das Nicht-Ernstnehmen seines Protests ein Skandal: Während die Antifaschistin Beate Klarsfeld seinerzeit für eine Attacke auf Bundeskanzler Kurt Georg Kiesinger ins Gefängnis kamen, wurde auf Christoph lediglich beruhigend eingeredet. Statt ins Gefängnis zu kommen bekam er ein schlichtes Hausverbot.

Den Abschluss des „Jahrs der Behinderter“ sollte ein großes bundesweites Treffen machen. Beim „Krüppeltribunal“ im Dezember 1981 wurden Menschenrechtsverletzungen in der Behindertenfürsorge angeklagt. Im Saal der Dortmunder Schalomgemeinde trafen sich rund 400 behinderte und nichtbehinderte Menschen.

Angelehnt war das Krüppeltribunal an die von Philosoph Bertrand Rus-

sel initiierten Menschenrechtstribunale. Beim ersten Russel-Tribunal 1966 wurden Menschenrechtsverletzungen des Vietnam Kriegs öffentlich gemacht. Das Prinzip der Tribunale: Die Unterdrückten klagten ihre Unterdrücker selbst an. Doch auch in der Vorbereitung des Krüppeltribunals kam es zum Konflikt zwischen behinderten und nichtbehinderten Aktiven: Die Krüppelgruppen beteiligten sich wegen der Teilnahme der Nichtbehinderten nicht an den Vorbereitungen.

Dennoch waren sie bei der Veranstaltung dabei und teilten die Forderungen: Ein Stop der Aussonderung durch Heime, Werkstätten, Rehabilitationszentren und Psychiatrien, gleicher Zugang zu Gebäuden, Bussen und Bahnen und mehr

wurde“. Im Saal herrschte Aufbruchstimmung. Endlich wurden Ausgrenzung und Unterdrückung als Menschenrechtsverletzungen benannt – viele Teilnehmer_innen fühlten sich erstmals ernst genommen.

Die Aufbruchstimmung blieb, und die Themen des Krüppeltribunals boten das Programm für die Selbstbestimmt-Leben-Bewegung der folgenden Jahrzehnte. Ehemalige Heimbewohner_innen gründeten Assistenzdienste, um in ihren eigenen Wohnungen unabhängig von „fürsorgender Pflege“ zu leben. Aktivist_innen von einst gründeten Beratungszentren, um behinderte Menschen bei Behördenanträgen, bei Willkür von Krankenkassen oder im Streit mit Sonderinstitutionen zu unterstützen. Von der Behindertenbewegung in den USA inspiriert entwarfen behinderte Jurist_innen Gleichstellungsgesetze, die die behinderten Menschen mehr Zugang verschaffen sollen. Mittlerweile ist aus der Behindertenbewegung ein Netzwerk von Lobbypolitiker_innen entstanden, das viel erreicht, aber nur noch selten provoziert oder gar schockiert.

Als Bürgerrechtsbewegung hat die Behindertenbewegung

„Der Begriff Behinderung verschleiert für uns die wahren gesellschaftlichen Zustände, während der Name Krüppel die Distanz zwischen uns und den sogenannten Nichtbehinderten klarer aufzeigt. Durch die Aussonderung in Heime, Sonderschulen und Rehabilitationszentren werden wir möglichst unmündig und isoliert gehalten. Andererseits zerstört die Überbehütung im Elternhaus jede Möglichkeit unserer Selbstentfaltung. Daraus geht hervor, dass wir nicht nur behindert (wie zum Beispiel durch Bordsteinkanten) sondern systematisch zerstört werden. Ehrlicher scheint uns daher der Begriff Krüppel, hinter dem die Nichtbehinderten sich mit ihrer Scheinintegration („Behinderte sind ja auch Menschen“) nicht so gut verstecken können“. (Bremer Krüppelgruppe, 1982)

Gelder für Hilfsmittel. Skandale der Pharmaindustrie sollten aufgedeckt werden. Erstmals wurde auch die Situation behinderter Frauen thematisiert, - dass sie besonders von sexualisierter Gewalt betroffen sind, war bis dahin kaum bekannt.

Zu den Themen des Krüppeltribunals hatten verschiedene Gruppen in den Regionen recherchiert. Tagebuchzeichnungen aus Heimen wurden auf der Bühne verlesen, Rollenspiele mit Werkstatteleiter_innen und Beschäftigten, der Kampf gegen Behördenwillkür und eine nicht barrierefreie Umwelt in Szene gesetzt. Opfer von Gewalt und Missbrauch in Psychiatrien berichteten von ihren Erfahrungen – während der Nazizeit und danach, wo laut einem Teilnehmer „alles noch viel schlimmer

vieles erreicht – gleiche Rechte, aber auch gleiche Pflichten und auch mehr sozialen Druck. Die Arbeitslosigkeit unter Menschen mit Behinderung ist ungebrochen hoch, Behinderung ist und bleibt ein Armutsrisiko. Vor allem Menschen mit Lernschwierigkeiten sind in Werkstätten einem zunehmenden Stress ausgesetzt, Firmenaufträge abzuarbeiten, bei einem Dumpinglohn von im Schnitt 150 Euro im Monat. Aus den einstigen Fürsorge- und Almosenempfänger_innen sind Steuerzahler_innen und Leistungsträger_innen geworden – und wenn sie Mist bauen, kommen auch sie nun in den Knast. ■





Auch heutzutage kein Spaß im Westen. Zumindest, wenn man krank oder alt ist. Ungefähr 1.800 km westlich von Dortmund, in Madrid, erzählt dieser alte Mann Witze, um etwas Geld zu verdienen.

„Es sollte auch Spaß machen.“

Birgit Rothenberg, promovierte Diplom-Pädagogin, Beraterin für behinderte Studierende an der Uni Dortmund und Lehrende im Bereich Disability Studies, Vorstandsmitglied des Dortmunder Vereins „MOBILE – Selbstbestimmtes Leben Behinderter e.V.“ sowie Moderatorin des Dortmunder behindertenpolitischen „Aktionskreises“ erzählt von den Anfängen der Behindertenbewegung in Westdeutschland.

Du bist eine Mitbegründerin der Behindertenbewegung, seit 1977 bist du dabei. Wie kam es dazu?

Eigentlich ganz unpolitisch: Ich war Studentin und hatte gehört, dass ein paar Leute eine WG gründen wollten, in Dortmund. Ich wollte in die Stadt ziehen und nicht alleine wohnen. In die WG bin ich zwar nie eingezogen, aber über diesen Kontakt bin ich zu einer Gruppe von Studierenden und gleichaltrigen, nichtstudierenden behinderten Frauen und Männern gekommen. Und parallel dazu hat sich eine Interessengemeinschaft von behinderten und chronisch kranken Studierenden gegründet, da war ich auch dabei.

Hast du dich selbst als behindert verstanden?

Ich selbst bin chronisch krank, aber das galt damals bei Niemandem als Behinderung. Damals war meine Diagnose noch nicht so alt und dann hofft man erstmal, alles geht wieder weg. Ich habe eine Autoimmunerkrankung. So 1980/81, damals ging es mir körperlich oft sehr schlecht, war mir klar, dass nichts mehr weggeht, dass es zu mir gehört. Ich erinnere mich, dass ich einmal entscheiden musste, ob ich jetzt behindert bin oder nicht, denn die Krüppelzeitung gab es zu verschiedenen Tarifen – für „Behinderte“ und „Nichtbehinderte“. Ich hatte ein Gespräch mit Udo Sierck, der hat bei der Krüppelzeitung mitgearbeitet. Und der sagte: „Ach, das musst du entscheiden. Das kannst nur du wissen, wozu du gehörst.“ Das fand ich gut. Weil es sonst oft nicht als Behinderung gezählt hat. Für die Interessengemeinschaft waren Leute wie ich, die keine sichtbare Behinderung hatten, ganz klar nichtbehindert. Seit langem sage ich selbst, dass ich behindert bin.

Dann hast du also persönlich weniger Kämpfe mit Barrieren gehabt, als zum Beispiel Rollstuhlfahrer_innen, aber du hattest sicher ein Bewusstsein dafür. Wie war das denn für Leute mit Behinderungen Ende der Siebziger, wenn sie raus auf die Straße gegangen sind, worauf mussten die sich da einstellen?

Die sichtbaren Barrieren waren immens. Du konntest nicht auf's Klo, es gab keine abgeflachten Bordsteine, es gab so gut wie keine Behindertenparkplätze, keinen einzigen Bus, den man im Rolli benutzen konnte. Du kamst nicht in die U-Bahn. Die Leute starrten einen an, vor allem wenn man eine sichtbare Behinderung hatte. Ich war oft mit Gusti unterwegs, der sich im Elektrorollstuhl bewegte. Der wurde andauernd angestarrt und ich dann auch. Selbst behinderte Erwachsene waren selten in der Öffentlichkeit, weil sie sich nicht wirklich in der Stadt bewegen konnten.

Wie sahen eure ersten Proteste aus, was waren die Auslöser?

Wir haben ab Ende der Siebziger angefangen zu protestieren, vor allem gegen die Barrieren in Bussen und Bahnen: z. B. bei der Einweihung der neuen U-Bahn in Dortmund, auch mit großen Demos und Blockaden. Da haben wir die Treppen dicht gemacht, wir haben uns davor gestellt, und haben verhindert, dass die Leute rein- oder rausgehen können. Wir haben erklärt, dass wir für eine kurze Zeit mal Gleichberechtigung herstellen möchten und mal zeigen, wie das so ist, wenn man nicht reinkommt. Wir haben auch Busse blockiert, die ja alle nicht barrierefrei waren. Das war ein bisschen schwieriger, da haben wir meistens ein Transparent mit unseren Forderungen vorne über die Windschutzscheibe gehängt und rechts und links an den Spiegeln festgemacht. Und später in den 80ern gab es dann auch mehr organisierte Demonstrationen, zum Beispiel unter dem Motto „Bus und Bahn für alle“ — denn das war eigentlich das Augenscheinlichste, dass es keine Mobilität gab für viele Leute, dieses Eingesperrtsein. Dass wir dabei auch mal eine Kreuzung besetzt haben, und mit so vielen Leuten durch die Stadt gezogen sind, das war völlig ungewöhnlich für die Leute, das war ein Ereignis.

Was war das für eine Stimmung Anfang der 80er? Wie ist aus solchen Aktionen eine Bewegung geworden?

Wir hatten verschiedene Adressen von Gruppen von Leuten mit und ohne Behinderungen, z. B. Cebeefs (Club Behinderter und ihrer Freunde), oder Jugendgruppen von Sozialverbänden. Dann hatten wir Adressen von Leuten, die auf der Demo gegen das Frankfurter Urteil waren. Anfang 1980 haben wir über diesen Verteiler eingeladen zu einem gemeinsamen bundesweiten Treffen, wo wir die Proteste geplant haben. Denn wir hatten den Eindruck, es gibt noch viele andere, die teilen dasselbe Grundgefühl. Wir wollten uns wehren, wogegen, darüber waren wir uns meistens einig, und auch darüber, dass der Protest auch Spaß machen sollte, mit selbst gedichteten Liedern und so weiter. Es gab auch viel Solidarität, es war so ein „Uns-Gefühl“ — so dass auch blinde Menschen oder ich als chronisch Kranke zum Beispiel bei Aktionen gegen rollstuhlnutzfähige Busse dabei waren. Das war „gegen uns“.

Die erste Aktion war ja die Störung der Eröffnungsveranstaltung des „Jahres der Behinderten“ in Dortmund. Wie lief das ab?

Es gab zwei Schwerpunkte. Der eine war, dass wir gemeinsam rein gegangen sind in die Halle. Es gab einen sogenannten „Krüppel- und Idiotenzug“. Das war eine lange Zweierreihe mit Transparenten, zum Beispiel mit den „Zehn Geboten für Behinderte“ so etwas wie „Du sollst im Heim leben. Vom Kindergarten bis zum Sonderfriedhof“. Die Veranstalter wollten uns erst nicht in die Halle reinlassen, aber dadurch, dass Presse und Fernsehen da waren haben sie uns dann doch rein gelassen. Wir haben immer „Halle für alle“ gerufen – das war sogar der offizielle Slogan der Dortmunder Westfalenhalle damals. Dann sind einige von uns auf die Bühne rauf, das waren alles Leute mit sichtbaren Behinderungen, darauf hatten wir uns geeinigt. Die mussten dann da draufgehoben werden, wenn sie im Rollstuhl waren. Die haben sich untereinander fest gekettet. Die anderen, wie ich zum Beispiel, haben Flugblätter verteilt.

Wie hast du die Atmosphäre im Saal erlebt?

Es war voll, es war laut und es gab viel Aufruhr. Viele von uns waren ja auch im Saal und haben geklatscht oder was skandiert. Einige Leute im Publikum verstanden überhaupt nicht worum es geht, die wollten lieber wieder die nächste Band hören. Ich fand uns damals aber sehr überzeugend, auch

unsere Redebeiträge. Die meisten im Saal fanden es auch gut – es war spannend, da passierte mal was völlig anderes. Die anderen Reden waren ja nur ... naja, Gesülze. Wir waren euphorisch, aber auch aufgeregt, wir wussten ja nicht ob was passiert. Es ist aber nichts passiert. Die von der Westfalenhalle haben Sanitäter geholt, wahrscheinlich vom Roten Kreuz, aber die hatten ja gar keine Berechtigung, uns da von der Bühne zu heben. Und die Polizei haben sie sich nicht getraut zu rufen. Die Organisatoren konnten mit unserem Protest überhaupt nicht umgehen, die sind gar nicht auf die Idee gekommen, dass so etwas passiert. Irgendwann haben wir die Aktion dann beendet.

Wie war es am Ende des Jahres beim Krüppeltribunal – wie habt Ihr das organisiert?

Wir hatten 400 Teilnehmer_innen, wir mussten die Unterbringung organisieren, die Mobilität. Das Schwierigste war, einen Raum zu kriegen. Denn nach unserer Bühnenbesetzung waren alle unsere früheren „Freundschaften“ zu Organisationen aufgekündigt. Wir hatten davor mit Einrichtungen wie Berufsbildungswerken zusammengearbeitet, wo bei unseren Treffen die Rollifahrer_innen von auswärts immer übernachten können. Die haben uns dann für das Krüppeltribunal abgesagt. Es gab auch Einrichtungen, wo Mitarbeiter_innen Abmahnungen gekriegt haben, die mit uns solidarisch waren. Wir wollten Plakatwände mieten, auf denen wir das Krüppeltribunal ankündigen wollten – die haben wir nicht bekommen. Wir sind dann letztlich in einer Dortmunder Kirchengemeinde gelandet. Wir haben dann alles privat organisiert – VW-Busse, Leute die Rollis in den Bus reinheben konnten, Übernachtungsmöglichkeiten.

Wie war das Medienecho auf das Krüppeltribunal?

Es gab Artikel in großen Zeitungen und auch Fernsehberichte. Einige Journalist_innen haben das sehr gut verstanden und gesagt: Hier ist ein qualifizierter Protest von Leuten, die sagen, wir wollen nicht mehr abgeschoben werden, wir wollen ernst genommen werden. Aber es gab auch Berichte mit dem Tenor „Hier ist das versammelte Elend. Verkrüppelte, Verzogene, Lahme und so weiter“. Es gab eine Seite die sagte „Diese Krakeeler, die lösen das Problem bestimmt nicht“ oder „Die werden nur von den Linksradiakalen benutzt“. Aber inhaltlich bestritten wurde unsere Kritik nicht, zum Beispiel unsere Bestandsaufnahme in den Heimen. Von fachlicher Seite aber wurde gar nicht erst reagiert, die haben unseren Protest eher ignoriert.

Was denkst du hat die Krüppelbewegung bewirkt?

Zu den Themen vom Krüppeltribunal haben ja in den Städten einzelne Gruppen weitergearbeitet, haben Dienste aufgebaut. Es gab viele Chancen, Protest und Aufbruch zum Ausdruck zu bringen, zu erleben: „Ich bin nicht alleine, ganz vielen geht es so.“ Gut waren Momente, wo viele sich beteiligen konnten. Auch die, die das vielleicht alleine nicht gekonnt hätten oder die das nicht hätten verbalisieren können. Die konnten einfach mit anderen zusammen dabei sein. Das waren auch sehr schwer beeinträchtigte Menschen oder Leute, die keine formale Schulbildung hatten.

Solchen Protest wie damals, mit so vielen Aktionen, gibt es ja kaum noch. Wo sind denn die ganzen Aktivist_innen hin, warum gibt es so eine Bewegung nicht mehr, die den Protest in die Öffentlichkeit trägt?

Naja, es braucht einen Anlass. Als der Bioethiker Peter Singer in den Neunzigern hier in Deutschland unterwegs war, und seine Ideen vom mangelnden Lebenswert von behinderten Menschen verbreitet hat, da ging es innerhalb von Tagen. Das ging quer durch die Bundesrepublik zwischen denselben Gruppierungen von damals, dass wir einen Protest dagegen aufgebaut haben. Da waren auch noch andere dabei, zum Beispiel das Genarchiv oder Eltern behinderter Kindern, aber eben auch viele Aktivist_innen aus den Achtzigern. Da waren viele, die sich jahrelang nicht gesehen hatten, und das ging trotzdem sehr schnell.

Was wären Felder, wo Protest heute notwendig wäre?

Diese sichtbaren, „in-Beton-gegossenen“ Diskriminierungen, die sind heute nicht mehr so deutlich wie damals. Im Moment ist es auf jeden Fall diese Ausgrenzung von Gruppierungen bei der Schule. Und bei diesen so genannten Ambulantisierungen, wo im Endeffekt nur nach wirtschaftlichen Aspekten geguckt wird, wer aus den Heimen ausziehen darf. Diejenigen, die fit sind, dürfen ambulant wohnen, die schwerer Behinderten bleiben in den Einrichtungen. ■

Das Interview führte Rebecca Mascos



Selbst entscheiden, was, wann, wo und wie

- ★ Persönliche Assistenz
- ★ Betreutes Wohnen als Maßnahme der ambulanten Eingliederungshilfe



PHÖNIX

Soziale Dienste - gemeinnützige GmbH

Telefon: 030 355304-0
www.phoenix-soziale-dienste.de

pimpinelle

Kunst, Kulinarik & Räusche
Bar & Galerie
Ausstellungen, Lesungen,
Quizabende,
natürlich auch private Partys

Wir bieten viel – von frugalem Biergulasch bis zu Sekt mit Rosenlikör für den abseitigen Geschmack. Alles zu kleinen Preisen.

Holteistr. 13, 10245 Berlin (Tramhaltestelle M13 Boxhagener Str./Holteistr.)

stufenfreier Zugang, rollstuhlgängige Toilette

Öffnungszeiten: täglich ab 18.00 Uhr
Telefon: 0175 / 28 30 250
E-Mail: info@pimpinelle.net
www.pimpinelle-berlin.de

Glotze aus-Hirn an!

QUIZ IN DER PIMPINELLE
mit Quizmasterin Katja (Kobayashi, Babel, Conmox)

JEDEN 1. MITTWOCH IM MONAT
Bildet Teams und glänzt mit Eurem (Halo-)wissen!
Es winken attraktive Preise.
Reservierung möglich unter 0175 2830250
Eintritt frei!

pimpinelle

Wer braucht schon Freunde?

JUNGLE-WORLD.COM



Von wegen „ähnliche Systeme“. Diese Ampelmännchen sind absolut einzigartig.

Ähnliche Systeme

Petra Stephan ist Mitgründerin des Berliner Zentrums für Selbstbestimmtes Leben (BZSL) und Dozentin am Institut für Medizinische Psychologie an der Charité. Im Interview mit mondkalb berichtet sie über Behindertenpolitik und Medizin in Ost und West.

Frau Stephan, sie waren bereits in der DDR Mitarbeiterin der Charité. Wie ist es dazu gekommen?

Ich habe zwischen 1972 und 1976 Psychologie an der Humboldt-Universität studiert. Die Absolventen bekamen nach dem Diplom für die ersten drei Jahre eine Arbeitsstelle vermittelt, auf der sie gebraucht wurden. Von den Stellen, die in meinem Abgangsjahr angeboten wurden, passte für mich keine, weil die Räume nicht rollstuhlgängig waren. Schließlich habe ich mit Hilfe eines Freundes eine Eingabe an den Staatsrat geschrieben. Die führte zu einem Gespräch mit einem Verantwortlichen des Gesundheitsministeriums. Auf eine Empfehlung hin habe ich dann bei der Charité nachgefragt. Mir konnte ein so genannter geschützter Arbeitsplatz eingerichtet werden, damit wurde der Übergang vom Studium in den Beruf für schwerstbehinderte Menschen finanziell für ein Jahr unterstützt. Dann musste der Betrieb sich entscheiden, ob er denjenigen behält. Meine Chefs entschieden, sie können mich behalten. Es gab dann noch einmal eine kritische Situation nach der Wende, als alle Arbeitsplätze befristet wurden, aber nach so vielen Jahren musste man mich nach den westdeutschen Arbeitsgesetzen 1995 dann doch wieder unbefristet anstellen.

Als Psychologiestudentin in den 1970er Jahren waren sie ja bestimmt ein Unikum.

Ja, ich war die ganz große Ausnahme. Es gab damals vielleicht sechs behinderte Studenten an der Humboldt-Universität. Ich glaube, ich war die einzige, die im Rollstuhl saß. Die anderen waren gehbehindert. Blinde studierten schon ein paar mehr in Berlin, Jena oder Leipzig. Meine Kommilitonen haben mich acht Semester lang durch das Studium getragen, treppauf, treppab ...

Immer an der Feuerbach-These von Karl Marx im Foyer vorbei: „Es kommt darauf an, die Welt zu verändern ...“

Genau, auch an diesem Spruch vorbei, aber ich studierte mehr in einem Haus in der Oranienburger Straße. Dass mich meine Kommilitonen in jede Veranstaltung tragen mussten, war organisatorisch gar nicht so schwierig, weil wir übers Semester in Seminargruppen zusammenblieben. Die Männer hatten natürlich vorzugsweise das „Vergnügen“.

Jede Hilfe, die sie brauchten, bekamen sie von Mitstudierenden?

Ja, ohne Netz und doppelten Boden, ohne Bezahlung. Wenn wir nicht in der Gruppe zusammen waren, trugen mich auch Dozenten oder Studenten aus anderen Semestern. Es hat mich schon belastet, aber ich habe versucht, nicht so viel darüber nachzudenken. Wenn man zu den Personen ein Vertrauensverhältnis hat, dann geht das einigermaßen, aber ich war froh, als die Zeit zu Ende war. Ich wollte einen Arbeitsplatz finden, an dem ich allein in alle Räume komme. Und das war in der Charité möglich. Ich wurde dort später integriert als Mitarbeiterin der Klinik für Neurologie und Psychiatrie. Die Fortbildung zur Psychotherapeutin habe ich mir dann so organisiert, dass ich sie gut erreichen konnte.

Und wie waren sie mobil?

1973 bekam ich einen der ersten E-Rollstühle, die die DDR importiert hatte. Die Legende sagt: Die westdeutsche Firma Meyra hatte einen Stand auf der Leipziger Messe, an dem der Wirtschaftsminister Günter Mittag vorbeigegangen sein soll. 1972 kaufte dann der Staat zehn Elektrorollstühle, 6000 DM das Stück. Die wurden zentral von der Klinik für Rehabilitation in Berlin-Buch vergeben, und ich erhielt einen auf Antrag. Auch Regina Reichert, die in Halle studierte, und Uschi Marquardt haben einen bekommen, beide später Mitarbeiterinnen des BZSL. Man gab die Rollstühle Personen, von denen man wusste, dass ihre Behinderung nicht mehr besser wurden. Als ich auf dem Parkplatz vor dem Studentenwohnheim meine ersten Runden drehte, standen viele am Fenster, winkten mir zu und klatschten. Das war eine sehr berührende Situation.

Zur Arbeit bin ich dann mit der S-Bahn gefahren, vom Ostbahnhof zur Friedrichstraße. An den Bahnhöfen gab es Lastenaufzüge und sehr viel mehr Personal als heute. Man musste sich anmelden. Die Züge hatten eine Rampe im Wagen, die der Fahrer ausgeklappt hat. Der DDR-Bürger war es auch gewöhnt, dass man sich gegenseitig hilft. Es gab keine rollstuhlgerechten Busse und Straßenbahnen. Später wurde ein Fahrdienst eingerichtet, dessen Fahrten aber kontingentiert waren. In den klapprigen Bussen konnte man nicht gut sitzen.

In der DDR gab es einen Blinden- und einen Gehörlosenverband. Waren die Blinden und Gehörlosen in einer besseren Situation als andere Behinderte?

Der Blinden- und Sehbehindertenverband der DDR genoss sehr viel Reputation, sehr viel mehr als die Gehörlosen, die gar keine Lobby hatten. Und Gebärdensprache war nicht gewünscht, man unterrichtete die Kinder nur in Lippenlesen und Lautsprache. Die Bildung war nicht gut, nur bis zum Realschulabschluss, aber nicht bis zum Abitur. Von den Hör-

behinderten, die ein Hörgerät nutzen konnten, studierten manche. Es gab zwei zentrale Schulen, die zum Abitur führen, das war Birkenwerder für Körperbehinderte und eine sehr gute Einrichtung in Königswusterhausen für Blinde und Sehbehinderte. Andere Schulen bildeten Gehörlose bis zur Mittleren Reife aus und bereiteten sie auf Arbeit in Betrieben vor, zum Beispiel als Feinmechaniker oder Zahntechniker. Aber die Lehrlinge wurden insgesamt nicht gut in die Gesellschaft integriert. Bei den Lernbehinderten und den Mehrfachbehinderten unterschied man zwischen den Hilfschülern, die Lesen und Schreiben konnten, und den anderen, die gar nicht gefördert wurden, auch nach der Schule nicht. In der DDR gab es laut Verfassung ein Recht und eine Pflicht zur Arbeit. Wenn man sich verpflichten wollte, aber keinen Arbeitsplatz bekam, konnte man mit dem Recht auf Arbeit punkten.

Wenn über die Geschichte der Behindertenbewegung gesprochen wird, dann erzählt man oft von den Protesten der westdeutschen „Krüppel“ gegen das UNO-Jahr der Behinderten 1981. Dabei wird dann vergessen, dass es das auch in der DDR gab. Dort spielte das UNO-Jahr ebenfalls eine wichtige Rolle.

Im September 1979 erhielten ich und andere eine Einladung von Professor Presber vom Zentralklinikum für Rehabilitation in Buch. Es ging um ein Gespräch zur Vorbereitung des UNO-Jahrs. „UNO-Jahr der Behinderten“, sagte man im Westen, in der DDR „Geschädigte“. Professor Presber hat uns gesagt, dass er als Vorstandsmitglied der Gesellschaft für Rehabilitation einen Kongress in Leipzig vorbereiten soll und uns einbeziehen möchte. 1980 reiste er zum Weltkongress in Ottawa und erzählte uns hinterher – was er wahrscheinlich nicht durfte –, dass Behinderte dort eine eigene Arbeitsgruppe bildeten. Außerdem war er jemand, der an seiner Klinik Stellen für Behinderte schuf und der veranlasste, dass die ersten rollstuhlgerechten Wohnungen entstanden, mit Rampen und breiteren Türen. Als Präsident des Versehrtenverbandes der DDR versuchte er den Oberen und auch seiner eigenen Kaste, den Ärzten, beizubringen, dass Behinderte etwas leisten können. Das war psychologisch klug, weil der Sport ein Aushängeschild war. Es ging ganz viel über Leistung. Professor Presber hatte nicht so sehr den Blick auf die psychisch Kranken oder die Lernbehinderten, sondern nur für die, die als leistungsfähig galten und die er noch mehr pushen wollte; aber das war auch eine taktische Frage. Es ist ihm gelungen, auf den Kongress in Leipzig eine kleine Gruppe von Behinderten einzuladen. Ilya Seifert (heute behindertenpolitischer Sprecher der Partei Die Linke – Red.) durfte dort einen zehnteiligen Vortrag halten. Presber wollte auch, dass wir eine eigene AG der Gesellschaft für Rehabilitation bilden, aber das wurde vom Vorstand abgelehnt. Er führte mit uns jedoch zwei offizielle

Veranstaltungen durch, zu baulichen und – Vorurteile durfte man nicht sagen – zu kulturellen Barrieren.

In Berlin haben wir dann illegal und inoffiziell weitergemacht. Wir haben ein paar Sachen erreicht, z.B. den Umbau von Theatern und Kinos oder die Einbeziehung in die Planung des Nikolaiviertels. Dazu kam sogar ein Generalbaudirektor mit Sekretärin zu uns in die Wohnung. Wir trafen uns einmal im Monat und träumten davon, eine offizielle Organisation zu gründen, aber das war verboten. An den Gesundheitsminister schrieben wir einen fünfseitigen Brief, den ich auf meine Kappe nahm. Der Minister dankte uns auf einer knappen dreiviertel Seite für persönliches Engagement, untersagte uns aber eine Organisationsgründung. Es gab in der DDR nur kontrollierte Vereine und Wissenschaftsorganisationen.

1984/85 hatten wir keine Kraft mehr. Die ersten Behinderten reisten aus. Ich habe mir gesagt, du machst jetzt nur noch auf privat. Aber ich besuchte Eckhard Porst in Westberlin, einen früheren Mitstreiter, der aus Ost-Berlin ausgereist war. Der gab mir die *Krüppelzeitung* und die *randschau*. Zuerst habe ich das gelesen und wieder beiseite gelegt, stieß dann aber auf einen Artikel von Adolf Ratzka vom Stockholm Independent Living Center. Als 1989 die Wende kam, dachte ich, jetzt ist der Augenblick, um das BZSL nach dem schwedischen Vorbild gründen. Da waren dann Regina Reichert, Denise Kastler und andere dabei. Der SED-Bezirksbürgermeister von Prenzlauer Berg, Wolfgang Schulze, wollte noch ein gutes Werk tun und gab uns zu guten Konditionen eine Altbau-Parterrewohnung in der Marienburger Straße. Wir zogen ein, kurz bevor er am 18. März 1990 abgelöst wurde.

Als kleine und jetzt formale Gruppe integrierten wir uns dann bei ISL (die Interessenvertretung Selbstbestimmt Leben in Deutschland ist die landesweite Dachorganisation der Beratungsstellen von Behinderten für Behinderte – die Redaktion). ISL war noch sehr jung, die krüppelbewegten Zeiten schienen noch durch. Wir lernten da auch politisch aggressiv auftretende Personen kennen, das war allerdings nichts für uns. Wir wollten keinen Radikalismus mehr, den wir in der DDR auf staatlicher Seite ja schon gehabt hatten. Wir wollten aber auch nicht das ganz Übliche, nicht zurück zu gemischten Gruppen, mit Nichtbehinderten oder den Eltern Behinderter. Wir übernahmen stattdessen Konzepte aus Bremen. Von einem befreundeten Theologen bekamen wir dort ein Wochenendseminar über den politischen Überbau der BRD. Wir mussten uns ja völlig neu orientieren. Auf einmal galten unsere DDR-Behindertenausweise nicht mehr. Unsere neuen Ausweise wurden befristet. Es könnte ja eine Spontanheilung eintreten...



Wenn sie eine behindertenpolitische Bilanz ziehen müssten: Könnten sie sagen, was eher negativ an der DDR war, von dem sie froh sind, dass es vorbei ist? Und was war eher positiv, von dem sie sagen würden: „Das ist ein Verlust, das hätte man 1990 erhalten müssen“?

Ich war verblüfft, wie ähnlich die beiden Systeme waren, vor allem, was die Ausgrenzung und Separierung von Behinderten betrifft. Die einen lebten in einem etwas goldeneren Käfig, die anderen mussten sich viel mehr mit der Frage beschäftigen, wie sie zum Beispiel an leichtere Rollstühle und Ersatzteile kommen. In der Sonderschulpädagogik gab es keinen großen Unterschied. Die Sonderpädagogen hätten leicht gemeinsame Kongresse veranstalten und dabei über die gleichen Themen reden können, nur dass die DDR-Experten zusätzlich sozialistische Phrasen gedroschen hätten.

Die heutigen Verhältnisse sind nicht optimal, aber sie sind

Problematisch war, dass offiziell alles so dargestellt worden war, als ob die Probleme bereits gelöst seien. Wenn von der Einweihung einiger behindertengerechter Wohnungen berichtet wurde, waren so, als ob damit alle Wohnungsfragen für Menschen mit Behinderungen schon gelöst seien. Dass es die Invalidenrente gab, sollte so verstanden werden, als ob sie auch in ihrer Höhe als Nonplusultra sozialpolitische Absicherung sei. Dass das Recht auf Arbeit für alle Verfassungsgrundsatz war, wurde als Beweis dafür genommen, dass jeder und jede in der DDR Arbeit habe. Qualitative Kriterien - wie etwa die Frage der Befriedigung in der Arbeit oder die Auswahlmöglichkeit zwischen vielen Berufen - spielten dabei kaum eine Rolle. Erst recht nicht, dass durchaus auch sinnlose Beschäftigung aufzufinden war. Von denjenigen, die trotz aller Bemühungen - ich unterstelle keiner staatlichen Stelle, dass sie nicht sehr vieles versuchte, Behinderte zu vermitteln - dennoch ohne Arbeit blieben, ganz zu schweigen. Dass es einige Bücher von und über Menschen mit Behinderungen gab, galt als Indiz für große öffentliche Aufmerksamkeit. Die immer wieder auftauchende Frage nach einem

sehr viel besser, auch deshalb, weil sich die Technik positiv entwickelt hat. Das fängt beim PC an und hört bei Rollstühlen, Hilfsmitteln und Prothesen auf. Der technische Fortschritt wäre sowieso gekommen, auch unabhängig vom System, aber wir wären in Ostdeutschland sehr hinterhergehinkt. Meine eigene Lebensqualität verbesserte sich sehr. Ich hatte aber auch biografisch viel persönliches Glück und wurde von meinem Umfeld immer unterstützt.

Was ich in der DDR fairer fand, war der Umstand, dass man als Behinderter eher wusste, worauf man sich verlassen konnte. Wenn man sich ein Auto anschaffte, wusste man, dass man alle paar Jahre 4000 Mark und einen Zuschuss für Benzin erhält, wenn man eine Arbeitsstelle hat. Bestimmte Leistungen waren klarer, für alle da und unbürokratischer zu erlangen. Heute wird man fast als Verbrecher hingestellt, wenn man sich beim Arzt nicht das billigste Medikament verschreiben lassen möchte. Das betrifft auch alte Menschen, wie ich durch meine Mutter erfahre. Es war in diesem Punkt in der DDR einfacher, auch für Menschen, die ihre Interessen nicht so gut durchsetzen konnten. Früher musste der Arzt einem mitteilen: „Ich würde Ihnen gern die Leistung geben, aber ich habe sie nicht.“ Heute sagt er: „Ich könnte sie Ihnen geben, aber mein Budget erlaubt es nicht.“

Mir fällt an den Studierenden heute auf, dass sie in Bezug auf Behinderung aufgeklärter und aufmerksamer sind und

behinderungsübergreifenden Verband wurde dahingehend beantwortet, dass der Freie Deutsche Gewerkschaftsbund (FDGB) sich auch unserer speziellen Fragen mit hinreichender Kompetenz annehmen könne. Die mangelnde Eignung hiesiger technischer Hilfsmittel ließ sich trefflich damit „begründen“, dass es andersorts schließlich noch weit schlimmer sei. Und außerdem gebe es ja ständig Verbesserungen...

Summa summarum: Die staatliche Politik in Bezug auf Menschen mit Behinderungen war wesentlich darauf ausgerichtet, mit fürsorglicher Betreuung alles zuzudecken, was nicht ins Bild von einer „heilen Welt“ passte. So wurde tatsächlich versucht, so etwas wie eine „heile Welt“ herzustellen. Jahrelang gelang es ja auch, und auf diese Weise praktisch zu entmündigen.

Ilja Seifert „... ‚versorgt‘ bis zur Unmündigkeit oder Fachleute für das eigene Leben“ in „Aufbruch im Warteland; Ostdeutsche soziale Bewegungen im Wandel“, Hrsg. Michael Hofmann, Palette Verlag Bamberg, 1991

dass sie auch mit Behinderten zu tun haben. Aber die Toleranz schlägt auch in Nichtbeachtung um. Nach dem Motto: Jeder soll nach seiner Fassung selig werden, aber ich will damit nichts zu tun haben.

Es gibt in unserem Land Parallelgesellschaften, nicht nur in Bezug auf Migration, sondern auch zwischen Arm und Reich oder in den sozialen Hierarchien. In der DDR war das einfacher. Wenn im Winter der Trabi vor der Nervenklinik stand und nicht ansprang, standen Professoren und Oberärzte um mich herum. Der eine fummelte an den Zündkerzen, der andere sagte: „Lassen sie das Ding abschleppen, ich fahre sie nach Hause.“

Das medizinische System ist heute genauso wenig auf Behinderte vorbereitet wie damals. Es gibt nicht genügend Personal, nicht genug Betten, es gibt einen Pflegenotstand. Was ich vermisse, sind engagierte Mediziner. Heute haben Ärzte keinen sozialen Blick für ihre Patienten mehr. Früher wurde ich immer gefragt: „Was arbeiten sie denn?“ Heute heißt es: „Ach, sie arbeiten noch?“ In der Medizin ist der Blick auf die Gesellschaft deutlich reduziert. ■

Interview: Michael Zander

Ähnliche Systeme: Medizinische Hilfe kommt schnell (mit 115 km/h beim Barkas (links) und mit 110 km/h beim VW T1, rechts) Alles andere braucht gelegentlich länger. Manchmal sogar bis zum Systemwechsel.

Die Gleichheit aller Menschen bedeutete in „real existierenden Sozialismus“ der DDR soziale Gerechtigkeit, das Recht auf Arbeit, auf Bildung, auf Wohnung - bedeutete soziale Sicherheit. So hörten und lasen wir es jedenfalls fast täglich. Heute - seitdem wir uns im Dschungel der westlichen Lebensart zurechtfinden müssen - fehlt uns auf diese Sicherheit. Mit ihr sind direkt nostalgische Erinnerungen verbunden. Soziale Sicherheit war aber auch Bevormundung durch den Staat und die sozialistische Ideologie. So gab es keine Möglichkeit, dass sich Behindertenverbände und Gruppen bilden konnten... Das Nichtvorhandensein von Interessenvertretungen behinderter Menschen in der DDR erklärt sich hauptsächlich darin, dass Behinderungen

nicht als gesellschaftliches Problem akzeptiert und anerkannt wurde. Das Thema Behinderung wurde mediziniert, wie es schon in der Wortwahl „Geschädigte“ zum Ausdruck kam. Mangelgesellschaften, wie die DDR, haben die Tendenz, die Lebensverhältnisse ihrer Einwohner zu nivellieren. So befanden sich viele behinderter Menschen in ähnlichen Lebensverhältnissen wie ihre nichtbehinderten Nachbarn und Kollegen. So paradox es klingen mag, schaffte dies Gemeinsamkeiten und das Gefühl, eingegliedert zu sein.

Barbara Vieweg „Utopie und Wirklichkeit, Sozialismus und Behinderung - ist das ein Thema, welches uns heute interessieren könnte?“ in „Randschau“ 4/1994

AUS.SCHLUSS! barrierefrei veranstalten



Schlechtes Beispiel: Erich Mende (FDP) mit Orden auf einer nicht barrierefreien Party ...

Paola Kohlen

Wer stand nicht schon mal vor dem Problem, keine Ahnung zu haben? Und gleichzeitig alles richtig machen zu wollen... Eine kleine Broschüre schafft Abhilfe, wenigstens für den Bereich Barrierefreiheit.

Barrieren gibt es überall, je nach individuellen Voraussetzungen sind sie schwieriger oder leichter zu überwinden. Für manche ist eine Treppe ein Problem, für andere sind lange und komplizierte Sätze nicht verständlich. Gehörlose Menschen brauchen meist Gebärdensprachdolmetscher_innen, wenn sie sich unter hörenden Menschen, und wer kleine Kinder hat, kann nicht ohne weiteres stundenlang an Diskussionsveranstaltungen teilnehmen.

Wer eine Veranstaltung organisiert, einen Film zeigen möchte oder zu einer Demonstration aufruft, hat in der Regel viel zu tun. Da fällt es nicht immer leicht, noch 10.000 weitere Dinge

zu beachten. Es ist tatsächlich aber häufig möglich, schon mit kleinen Veränderungen dafür zu sorgen, dass mehr Menschen mitmachen können: Wer Zettel und Stifte auslegt, kann dafür sorgen, dass gehörlose und hörende Menschen kommunizieren können, auch wenn nicht beide gebärden. Auf der Einladung anzugeben, welche Barrieren bestehen und an wen sich Interessierte wenden können, hilft ebenfalls weiter. Gratis dazu gibt es wunderschöne Orden, zum Ausschneiden, Umhängen oder Anheften. Aber auch wer gerade kein akutes Projekt plant, kann einen Blick in die Broschüre werfen und erfährt beispielsweise von Ängsten und Unsicherheiten Nichtbehinderter und ihrem häufig ungebremsten Interesse an medizinischen Diagnosen.

Die Broschüre vereint Erfahrungsberichte mit Checklisten, Rechetipps und interessanten Gedanken. Sie gibt sich Mühe, unmoralisch zu argumentieren und vermittelt einen Eindruck von den verschiedenen Sichtweisen auf Barrierefreiheit. Interessen und Prioritäten sind schließlich unterschiedlich, je nachdem, ob man für die Organisation einer Veranstaltung verantwortlich ist, potentiell ausgeschlossen wird, oder beispielsweise mit Gebärdensprachdolmetschen Geld verdienen muss. Erstellt wurde die Broschüre vom ak moB (Arbeitskreis mit_ohne Behinderung) in Zusammenarbeit mit seinen Freundinnen und Freunden. Sie bietet Erfreuliches für Menschen, die sich noch nie mit Barrierefreiheit beschäftigt haben und ist ebenso interessant für diejenigen, die sich bereits auskennen. Ein kleines Kunstwerk der freundlich-politischen Aufklärungshandreichung. ■

Die Broschüre „AUS.SCHLUSS!“ ist in Papierform kostenlos erhältlich (Mail an akmob@gmx.de) oder im Internet einsehbar unter www.ak-mob.org.

Alle reden über Inklusion, wir auch!

Inklusion ist wenn:

- ein Attentat auf Wolfgang Schäuble verübt wird,
- nicht jede/r entführte Deutsche gerettet wird,
- es keine Behindertenparkplätze mehr gibt,
- die Rollifahrer_innen den Obdachlosen das Kleingeld reichen.
- wenn auch Rollstuhlfahrer_innen früh auf den Beinen sind (um Standup-Comedy machen)

Inklusion bedeutet, dass

- sich Beinamputierte die Hacken abrennen müssen,
- Blinde mal ein Auge zudrücken müssen,
- Gehörlose ins Kreuzverhör kommen,
- Neurodermitiker auch mal abkratzen dürfen und
- selbst Sachsen ernst genommen werden müssen.



Mondkalb Verbrauchertip



Redaktionsönologe Matthias Vernaldi rät: „Nicht nur guter Wein muss atmen! Gerade preiswertere Tropfen, unter 1,50 Euro pro Liter stellen manchmal nicht nur eine gustatorische, sondern auch eine olfaktorische Belastung dar. Deswegen sollte immer für eine gute Belüftung gesorgt werden.“

Tante Marianne

Stefan Gerbing

Zwischen Februar und Mai dieses Jahres war das Bild „Tante Marianne“ von Gerhard Richter für einige Wochen in Berlin zu sehen. Das 120x130 cm große, in schwarz-weiß gehaltene Ölgemälde zeigt ein junges Mädchen, das an einem Wickeltisch steht und einen Säugling hält. Das Bild ist, für Richter typisch, eine extrem naturalistische Kopie einer fotografischen Vorlage, die allerdings verwischt und eigenartig unscharf erscheint. Das Bild zeigt Richters Tante, Marianne Schönfelder. Die zum Zeitpunkt des Entstehens der Fotografie 14-Jährige erkrankte einige Jahre später an Schizophrenie.

Die fotografische Vorlage für Richters Gemälde entstand 1932. Mit 21 Jahren wurde seine Tante zwangssterilisiert und am 16. Februar 1945 im Sächsischen Krankenhaus Großschweidnitz ermordet. Sie wurde Opfer des nationalsozialistischen Kranken- und Behindertenmordes. Mit dem Wissen von der Biographie Marianne Schönfelders erhält das Kunstwerk eine verstörende Symbolkraft. Es markiert eine Leerstelle, schließlich ist bis heute der nationalsozialistische Kranken- und Behindertenmord ein Verbrechen für das es keine kollektiv geteilten Bilder gibt. Anders als die ikonisch gewordenen Bilder von den Leichenbergen in Dachau und Bergen-Belsen, anders als die Bilder der Gaskammern in Auschwitz, anders als die Bilder von Kleidern der in der Schlucht von Babi Jar erschossenen ukrainischen Juden gibt es keine kollektiven Bilder der NS-Verbrechen an Kranken und Behinderten. Die Namen der Kinderfachabteilungen Dösen, Brandenburg-Görden, Berlin-Wiesengrund, Sachsenberg, Ueckermünde und das bereits erwähnte Großschweidnitz, um nur einige in der ehemaligen DDR gelegene zu nennen, haben nur für einige wenige Expertinnen einen Beiklang, der an nationalsozialistische Verbrechen erinnert. Statt konkretem Wissen dominieren eher diffuse, angstbesetzte Bilder. Auch für den in der Oberlausitz geborenen, später in Dresden beheimateten Gerhard Richter. Ein Journalist schrieb etwas pathetisch vor einigen Jahren im Tagesspiegel: „Wirr im Kopf, war sie für den kleinen Neffen Gerd Richter ‚eine Angstfigur‘, ihre Spur verlor sich ihm im Unheimlichen. Fiel der Name, sei geweint worden, sie war der Mittelpunkt aller Traurigkeit. Dem Buben war mulmig ob der Drohung, ‚du endest wie Tante Marianne‘. In der Klapsmühle.“ ■



Leben in Freundschaft und Gemeinschaft

Zwei Frauen im Rollstuhl erinnern sich an Kindheit und Schule in der DDR und in Westberlin

Marie Gronwald

Ich treffe Karin Striegler im Café vom Bundesplatz-Kino. Unsere Rollstühle werden so positioniert, dass wir uns gegenüberstehen. „Wir hatten nicht viele Freiheiten“, erinnert sich Karin Striegler. Ich treffe sie, um mit ihr über ihre Schul- und Ausbildungszeit in der DDR zu sprechen. Karin Striegler wurde 1959 in Merseburg in Sachsen-Anhalt geboren. Sie besuchte mehrere Internate, die speziell für körperbehinderte Menschen eingerichtet waren. Sie wurde 1966 in Glindow eingeschult, wechselte nach Wernigerode und 1969 schließlich nach Öhrenfeld, wo sie ihren 10-Klassen-Abschluss machte. Es folgte eine Lehre als Wirtschaftskauffrau für Industrie. Karin Striegler erzählt davon, dass 150 Kinder in dem Internat waren. Die Rollstuhlfahrer wohnten in Holzbaracken und die, die noch gehen konnten, in einem Fachwerkhäus. Eine Baracke, die aus mehreren Schlafzimmern, einem Fernsehraum und drei Gruppenräumen bestand, mussten sich bis zu zwanzig Rollstuhlfahrer teilen. Das Schlimmste war für Katrin Striegler, um viertel nach fünf morgens aufstehen zu müssen. Das Pflegepersonal begann so extrem zeitig, weil sehr viele schwerbehinderte Kinder aus dem Bett geholt und versorgt werden mussten. Das dauerte seine Zeit.

Katrin Striegler erinnert sich an den Geruch von scharfem Desinfektionsmittel, und ich fühle buchstäblich die Enge: Zwanzig Rollstühle in einer großen Baracke mit Pflägern und einer Oberschwester, die „oft ein bisschen sehr streng war“. Als Beispiel dafür erzählt Katrin Striegler mir, dass sie einen Verweis und einen Eintrag auf ihr Zeugnis bekam für ihren unordentlichen Spint. Das empfand sie als schrecklich.

Der Alltag im Internat war sehr durchstrukturiert und es wurde kontrolliert, ob die Regeln eingehalten wurden. Karin Striegler erzählt von Beschäftigung rund um die Uhr: Unterricht, Hausaufgaben, Arbeits- und Interessengemeinschaften. Katrin Striegler kann sich kaum an selbstgestaltete Beschäftigungen erinnern. Dann erzählt sie doch von einer verbotenen Party, die sie mithilfe einer lockeren Nachtwache gefeiert hatten. Sie sind aufgefliegen und wurden mit einem strengen Verweis, der am schwarzen Brett hing bestraft.

Den Wunsch auszubrechen hatte Karin Striegler jedoch kaum. Für sie war der Alltag im Internat Normalität. Sie erzählt von netten Lehrern und Pflägern, von ihrer Tischtennis-Arbeitsgemeinschaft, von Freundschaft und Gemeinschaft. Tischtennis konnte sie damals noch von ihrem Rollstuhl aus spielen, den ersten Satz gewann sie meistens, beim zweiten fehlte schon die Kraft. Und die Muskelerkrankung forderte auch schon von dem Kind ihren Tribut.

Ich denke an meine Kindheit und Schulzeit fast 20 Jahre später in Westberlin. Im integrativen Kindergarten und der integrativen Schule waren wir fünfzehn Kinder in der Klasse und konnten sehr viel ausprobieren. In den ersten Jahren hatten wir in der Schule

gestanden und so habe man sich ganz von sich aus daran gehalten. Beim Spielen mit meinen Freunden hatte ich auch Unfälle. Bei einem habe ich sogar Zähne verloren und trotzdem war ich kurze Zeit später wieder auf der Straße. Den Übergang von der Schulzeit in die Ausbildungszeit empfand Karin Striegler als schwierig.

Während in ihrer Schulzeit noch Menschen mit ähnlichen Behinderungen miteinander lebten und lernten, war sie in der Ausbildungsklasse die einzige Rollstuhlfahrerin. In der DDR war es üblich, auch Menschen mit geringfügiger Behinderung – Hinken, Hörschäden oder Stottern – in ein Rehabilitationszentrum zu geben. Sie erzählt: „Da ich in der Schulzeit nur mit schwerbehinderten Menschen zusammen war, also nur mit Leuten, die nur wenig selbstständig waren, habe ich mich im ersten Moment in der Ausbildungsklasse total behindert gefühlt, weil die anderen in meinen



In den Wald nur mit Begleitung.
Zum Flaschensammeln nur zusammen.
Jungpioniere unterwegs.

überhaupt keine Hausaufgaben und nur wenige Regeln.

Bei allen Spielen und Aktivitäten wurde ich von den anderen Kindern einfach mitgenommen. Ich frage sie, ob sie nicht den Wunsch gehabt habe, freier über ihre Zeit zu bestimmen. „Diese Möglichkeit hat es gar nicht gegeben“, sagt sie. Dann erzählt sie mir von einem Schüler, der im Rollstuhl saß und mit Hilfe seiner Freunde einen Ausflug in den Wald unternommen hatte. Der Junge stürzte aus seinem Rollstuhl und starb an seinen Verletzungen. Daraufhin wurde allen Schülern im Rollstuhl verboten, ohne Aufsicht „Ausgang zu haben“.

Mich interessiert, wie das Ausgangsverbot umgesetzt werden konnte. Sie sagt, sie hätten sowieso ständig unter Kontrolle

Augen so gut wie gesund waren, also nicht behindert“.

Bei mir ist es umgekehrt: Ich bekomme ein komisches Gefühl, wenn ich auf mehrere Menschen treffe, die auch im Rollstuhl sitzen, und ich plötzlich wieder eine unter vielen bin.

Für Karin Striegler ist es heute wichtig, möglichst selbstständig zu leben. Sie lebt mit persönlicher Assistenz in Berlin. Nach ihrer Ausbildung wurde sie von der Familie versorgt. Sie erinnert sich trotz aller Vorgaben, dass sie eigene Entscheidungen treffen konnte. Für sie zählte vor allem die Freundschaft und Gemeinschaft. ■

„Kontinuität des Totmachens“

Gespräch mit Helmuth Späthe über Psychiatrie in der DDR und das Gedenken an den nationalsozialistischen Kranken- und Behindertenmord.



Phallich geht in Ordnung. Antifaschismus ist, wenn oben Arbeiter- und Bauernstaat rauskommt. Gedenkstele in Bernburg für die dort ermordete Kommunistin Olga Benario

Impressum

Redaktion: Marie Gronwald (V.i.S.d.P.), Matthias Vernaldi, P.R. Iapos (Redakteur für alles Schöne), Lena Anders (Sitzredakteur), Rebecca Maskos, Stefan Gerbing.

Redaktionsassistent: Stefan Weise

Layout: Stefan Gerbing

Post an die Redaktion: Mondkalb Berlin, c/o Matthias Vernaldi, Stuttgarter Straße 46, 12059 Berlin

Telefon: 030-537 940 41; post@normalistan.de

Bildnachweise:

S. 6 Clown, Marc Wagner (www.kameradist-wagner.de); S. 10 Verbrauchertip, Stefan Gerbing; S. 11 Ausflug und Altstoffsammlung, Privatbesitz Karin Stiegler; S. 13 Ärztliche Akademie für Fortbildung, Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde; S. 18 Einlauf, Anna Vallgrda (CC BY-NC-SA 2.0); S. 20 Physiotherapie, Anguskirk (CC BY-NC-ND 2.0)

Danke an einige Studierende von der FU Berlin, die nicht genannt werden wollen, obwohl es ohne sie diese Ausgabe nicht gegeben hätte. Ihr wisst schon.

Der heute 74jährige war bis 1984 Leiter des Bezirkskrankenhauses für Psychiatrie und Neurologie in Bernburg. Dieses Haus war eine der nationalsozialistischen Tötungsanstalten während des Nationalsozialismus. In ihr wurden im Rahmen der Aktion T4 mehrere Tausend Kranke und Behinderte ermordet. Späthe setzte sich mit anderen für eine Psychiatriereform in der DDR ein und war am Aufbau der vermutlich einzigen öffentlichen Gedenkstätte für den Kranken- und Behindertenmord beteiligt.

Mondkalb: Wie muss man sich die Klinik in Bernburg vorstellen, als sie dort in, als sie dort in den 1970er das erste Mal waren?

Späthe: Als ich das erste Mal in Bernburg war, fiel mir auf, dass keine Patienten rumliefen. Es gab keine. Als ich selber nach Bernburg kam und dort Chef wurde, merkte ich: Ein Großteil der Stationen war eben zugeschlossen. Wir haben dann rigoros die Patienten spazieren gehen lassen, was zum Anlass genommen wurde, dass eine Delegation zu mir kam: der Leiter des Volkspolizeikreisamtes, der Vorsitzende des Rates des Kreises und der stellvertretende Parteichef des Kreises. Die haben mit mir eine Aussprache geführt: „Wieso denn jetzt die Verrückten in Bernburg auf dem Markt spazieren gehen und dort auf den Bänken sitzen?“ Die Einrichtung müsse doch dazu da sein, dass die Kranken behandelt werden. Und das hieße doch auch, dass sie nicht einfach raus können. Die haben sich aber schnell dran gewöhnt. Es gab für mich noch eine andere schreckliche Geschichte. Ich kriegte vom Bürgermeister einen Anruf: „Schick mir mal zwanzig von Deinen Jungs, wie jedes Jahr“. Ich wusste nicht, worum es ging und habe mich erkundigt, was das hieß: „Zwanzig von den Jungs“. Das bedeutete, dass ich denen zwanzig psychisch Kranke zur Verfügung stellen sollte, die in Bernburg die Grünflächen saubermachten – altes Papier wegräumen, Kippen sammeln. Da hab ich gesagt: „Das mach ich nicht!“ Dann hab ich rausgekriegt, dass einer der Chefärzte eine Hauspatientin hatte. Ich wusste gar nicht, dass es sowas noch gibt. Hauspatientin bedeutete, dass eine Patientin, die relativ gut beieinander war, auf ihrer Station lebte und tagsüber in diese Familie ging, saubermachte, Kinder betreute. Schrecklich! Aber es war damals eben auch eine Zeit, in der hab ich dann auch mit Dienstanweisungen regiert. Dienst-anweisung Nr. 1: Ab sofort ist es nicht mehr erlaubt, sogenannte Hauspatienten zu haben.

Was wussten Sie über die Rolle der Klinik als T4-Tötungsanstalt?

Als ich in Brandenburg lebte und nach Bernburg geschickt wurde, da war mir Bernburg bekannt als Ort. Ich wusste nicht, wo Bernburg liegt, nur dass Bernburg die einzige Parkinson-Spezialabteilung in der DDR hatte. Aber viel mehr wusste ich nicht. Natürlich – im Hinterkopf: „Da war irgendwas Grässliches in der Nazizeit.“ Aber so offen diskutiert wurde darüber nicht. Prof. Quandt, der damalige Direktor, empfing mich und sagte: „Ich zeig ihnen erst mal die Einrichtung. Da ist die Gärtnerei, da kriegen wir die ersten Gurken und da ist das und da ist jenes. Da ist die Tischlerei ...“ Und dann kamen wir in einen Keller: „Also naja, mein Gott, hier war mal die Gaskammer. Aber damit haben wir nix zu tun. ... ich hab jetzt auch gar nicht die Schlüssel dabei, der muss irgendwo beim Pförtner sein. Wenn sie das nächste Mal kommen, fragen sie den Oberpfleger Schmidt, der weiß auch wie man reinkommt.“

Wie sah der Raum damals aus?

Eine Brettertür, also schamlos einfach – mit Vorhängeschloss. Wir sind ja nur dran vorbeigegangen. Ich hab mich dann etwas belesen – viel gab es nicht. Kaul, ein Jurist, war damals meine erste Quelle. Ich muss ihnen sagen, als es dann akut wurde, dass ich nach Bernburg ging, da war es mir unheimlich, in eine Einrichtung zu gehen, wo 10 bis 20.000 Leute umgebracht wurden, keiner wusste damals genau wie viele. Mittlerweile sind wohl 7.000 dokumentiert, glaub ich. Tja,

da hab ich mir zum ersten Mal diesen Raum angesehen, der von oben bis unten gefliest war ... und in der Mitte stand ein Gipsblock, mit der Aufschrift „Den Opfern zum Gedenken“. Ein vertrockneter Blumenstrauß lag da – es war unwürdig.

Sie haben dann angefangen eine Ausstellung einzurichten ...

Die Ausstellung sollte dazu dienen, dass Pfleger und die Patienten irgendwie merken, dass man mit kustoidaler, mit einschließender Psychiatrie nicht weiterkommt. Sie sollten sehen, dass man letztlich da landen kann, wo diese Gaskammer steht, dass durch die Diskriminierung der psychisch Kranken auch sowas wie „Lebensunwert“ fabriziert wird. Die Massierung, dieses massive Ansammeln von psychisch gestörten Menschen, führt schnell zu dem Gedanken, dass mit Therapie nicht weiterkommt. Das war ja eine der Begründungen für den Massenmord, dass Kranke außerhalb der Menschheit stehen. Deshalb mündete der psychiatriehistorische Teil, wo Krankenhausgeld, eine Zwangsjacke, die Stechuhren und ein Schlüsselbund als Insignum der Macht der Pfleger aus alten Anstalten zusammengetragen war, in einen Raum, in dem die Organisation der Aktion T4 graphisch und mit Bildern dargestellt wurde.

... und das haben die Mitarbeiter der Psychiatrie gemacht?

Das waren Mitarbeiter, das waren Ärzte, das waren Psychologen – wir hatten eine Arbeitsgruppe gegründet. Es gibt auch noch einen Film, in dem ich einen fiktiven Besucher durch die Ausstellung führe, der ist in der Leipziger Hochschulbildstelle gedreht worden.

Und die Restaurierungsarbeiten ...?

Das war nicht in dem Maße wie heute möglich. Die Restaurierung der Verbrennungsöfen ist uns damals nicht gelungen. Da hätten wir auch überhaupt kein Geld für gekriegt. Die Ausstellung wurde aus Mitteln des Krankenhauses – aus dem K-und-S-Fonds ... Kultur und Soziales bezahlt. Es gab irgendeinen Jahrestag – ich glaube es war der Geburtstag von Olga Benario.

... eine deutsche Kommunistin, die in Bernburg ermordet wurde ...

... und da kam eine Delegation des Kreises: Hier da müsst ihr aber auch was darstellen. Uns wurden 15.000 Mark zugesichert. Die haben aber nie bekommen. Das musste das Krankenhaus bezahlen.

Gab es auch Konflikte um die Ausstellung?

Es gab in Bernburg einen rührigen VVN — Verein der Verfolgten des Naziregimes — die haben eine Versammlung organisiert und da wurde ich dann eingeladen und beschimpft. Was ich mir einbilde, mit dieser Ausstellung das Andenken unserer ermordeten Genossen zu schänden, indem ich sie mit Geisteskranken in Verbindung bringe. Das hat mich verzweifeln lassen. Es wurde wieder diese Differenzierung der Toten vorgenommen. Die Differenzierung der Opfer. Genau wie die Sinti und Roma; die Juden ... und „wir Antifaschisten“. Sinti und Roma wurden häufig vergessen und hier sind es eben die Geisteskranken, die vergessen wurden. Und dass sich da ein Kontinuum im Totmachen ergeben hat, das hat da keiner begriffen. Und so ein störrischer alter Mann, der mich da so runtergeputzt hat, dass ich mir gesagt habe: „Himmelherrgott was soll's? Dann machste die Tür zur Gaskammer zu. Die gehört euch und wir machen den Rest.“ Das ist dann glücklicherweise durch die Wende anders gekommen. Es war ja auch so peinlich für die staatstragenden Institutionen der Stadt und des Kreises, dass wir das wieder ausgegraben haben: „Gottes Willen! Was da passiert sein soll, das könnt ihr doch gar nicht machen. Jetzt lasst ihr schon die Geisteskranken auf dem Marktplatz laufen, jetzt macht nicht auch noch sowas.“ ■

Das Interview führte Stefan Gerbing

Paradiese

Jango Ganeff

Im August 1987 erhielt der RIAS, der Sender der amerikanischen Militärverwaltung in Westberlin, den Text eines behinderten DDR-Bürgers, der die Eindrücke einer Reise in den Westsektor der Stadt schildert. Mondkalb dokumentiert eine leicht gekürzte Abschrift der Sendung.

Das Volkspolizeirevier riecht nach Behörde. Nach Lino-nelum, Aktenstaub, nach Monotonie und verhaltenem Angstschweiß. Ich kann es kaum fassen. Der Beamte hält einen Reisepass für alle Staaten und Westberlin mit meinem Bild in der Hand. Nur noch meine Unterschrift ist nötig und ich gehöre zu den wenigen DDR-Bürgern, die in den Westen reisen können. Der Rollstuhl hat seine Vorteile. So will ich also die Welt erfahren, die mir wie den meisten meiner Mitbürger bisher nur aus dem Fernsehen und von den Berichten westlicher Freunde und östlicher Omas bekannt ist. Seit Jahren um eine kritische Haltung bemüht, muss ich mir eingestehen, dass auch bei mir das typische Vorurteil dem Westen gegenüber besteht, welches hier überall vorfindlich ist, bei Leuten, die nicht streng linientreu sind. Linientreue gibt es sowieso kaum in Reinkultur. Das Konsumparadies, das Szeneparadies, das Kulturparadies. „Mensch, wenn Du nach drüben fährst, bring doch für mich mal dies und das mit“. „Geh doch mal in den und den Film“. „Such doch mal die und die Gruppierung auf“, sagen alle, die wissen, dass ich fahren kann. Ich kann es kaum mehr erwarten. Alles wird so fantastisch werden. Tagträume kommen. Der nie selbst erfahrene Westen ist bei mir wie bei den meisten kein realer Ort, sondern Projektionsgrund aller unerfüllten Wünsche – das Paradies eben. Kritische Haltung, vernünftiges Denken und Realitätsnähe halten der Sehnsucht nach der besseren Welt nicht stand, sind nur intellektuelles Image.

Der Tag des Grenzübertritts ist endlich da. So aufgeregt wie jetzt war ich lange nicht. Der Keller des Bahnhofs Friedrichstraße, wo die behinderten Aus- und Einreisenden abgefertigt werden, ist mir vertraut, weil ich hier oft schon auf den Aufzug zum Ostbahnsteig gewartet habe. Nun warte ich auf die Passkontrolle. Ein dicker Hauptmann nimmt meine Papiere mit. Unendlich lange hat er sie in der Wachstube, schreibt, telefoniert, nimmt Anrufe entgegen. Wenn das alles mit mir zu tun hat? Hoffentlich geht alles gut. Meine Handflächen werden feucht. Das Herz bubbert. Devot lächelnd nehme ich meine Papiere von dem Fettwanst wieder entgegen. Da klingelt nochmal das Telefon in der alublechbeschlagenen Stube, in welcher er mit meinem Pass gerade eine Ewigkeit gewerkelt hatte. Mir stockt der Atem: Jetzt wird meine Westreise im letzten Moment doch noch vereitelt. Arrogant und mürrisch teilt der Polizist mir mit, dass ich noch ein wenig Geduld haben soll. Der Aufzug käme gleich. Aber gern habe ich Geduld, und wie ich sie habe, wenn ich nur fahren darf. So überfreundlich untertänig habe ich mich seit Kindertagen nicht mehr erlebt. Ich schäme mich, kaum dass der Dicke gegangen ist. Ich, dessen Stolz es ist, sich nicht von jedem Bullen ins Bockshorn jagen zu lassen. Der lieber zwei Stunden auf dem Revier verbringt als ungerecht behandelt zu werden.

Ein Glöckner von Notre Dame bedient den Aufzug. Wenn der sich in die S-Bahn Richtung Westkreuz setzen sollte, um nie wieder zu kommen, dann ist das kein Verlust, weder in ökonomischer noch in sonstiger Hinsicht meinen die Grenzorgane. Ich bin mir da nicht so sicher. Er ist die ideale Figur, dich auf die andere Seite zu bringen. Der Fährmann über den Hades oder Christopherus. Die Katakomben des Bahnhofs Friedrichstraße sind sein Raum, von ihm erfüllt und beseelt. Für die anderen sind sie nur Arbeitsplatz. Ohne dieses Faktotum wäre der Bahnhof Friedrichstraße nicht das was er ist, würde ihm etwas Spezifisches fehlen. Denn Quasimodo passt besser an diesen Ort ineinander verschränkter Welten und fortgesetzter Grenzüberschreitungen, als jeder Uniformierte und jede Rot-Kreuz-Schwester.

Oben ist Westen. Eine Dame mit Hündchen kommt von der U-Bahn und mokiert sich beim S-Bahnfahrer, den sie zu kennen scheint, über eine Demonstration gegen Reagan, in welche sie geraten ist. Am Kiosk steht eine Schlange von Stadtstreichern, denn hier gibt es für zwei bis drei Mark Schnaps in



Literflaschen zu kaufen. Die Verkaufsstelle gehört der Forum GmbH und der Gewinn kommt der DDR-Staatskasse zu Gute, deren Devisenmangel ja bekannt ist. So profitiert westliches Elend in Form von Alkoholdumpingpreisen an östlichen Deviseninteressen. Fernzüge von und nach München, Nürnberg und Hamburg stehen auf dem anderen Bahnsteig, gut bewacht von Grenzern mit Gewehren. Über allem die zerfallende Fassade dieser End- und Anfangsstation zwischen beiden Deutschlands.

Die S-Bahn ist um eine Nuance komfortabler als ihre östlichen Schwestern, aber das bekannte Pressluftgeräusch und das „Zuurüück-Bleiben!“ bei Abfahrt sind dieselben und erinnern mich daran, dass auch da, wo die Bahn mich hibringt, Berlin ist. Nach kurzer Fahrt sind wir über die Mauer hinweg. Der Todesstreifen lässt sich vom Abteil aus genau ansehen. Was dann folgt, ist der Westen, soll immer noch Berlin sein. Es ist ein anderes Berlin. Glatter, komfortabler, von einer sanften, vereinnahmenden Gewalt. Wie ich an den Fassaden, Reklamen und Lichtern vorbeifahre, die Menschen im Waggon betrachte, die hauptsächlich Fassade zeigen, wie die Gebäude, weiß ich, dass ich nicht Berlin liebe, wie ich immer meinte, sondern Ost-Berlin, das mit dieser Stadt hier nicht viel mehr als Geografisches und Historisches gemein hat. Gerade das Geografische ist befremdlich. Später werde ich in der Nähe des Springer-Hochhauses an der Mauer stehen und die Hochhäuser der Leipziger Straße sehen, wo Freunde wohnen. Direkt hinter den Absperranlagen ist der Union-Verlag, zu dem man ohne Sondergenehmigung nicht weiter als bis zum Pfortner vordringen kann.

Über die Mauer hinweg immer wieder Vertrautes, Geliebtes. Wenige hundert Meter entfernt ist so etwas wie Heimat, und hier ist eine andere, fast fremde Welt. Die Seeburger führt tatsächlich nach Seeburg, das heißt die Richtung stimmt und war früher einmal sinnvoll. Aber jetzt ist da ein unüberwindliches Hindernis. Jetzt müssen die Papiere stimmen, und du musst den Grenzpunkt Staaken benutzen, wenn

du nach Seeburg willst. Die Stadtsicht von Kreuzberg wird vom Fernsehturm genauso beherrscht wie die vom Prenzlauer Berg. Diese räumliche Nähe bei extremer Ferne berührt mich tief. Oft durchzieht meine Westberliner Nächte ein Traum. Ich habe große Sehnsucht nach meinen Freunden im Osten, deshalb verlasse ich vorzeitig West-Berlin. Kaum bin ich wieder im Osten, will ich wieder in den Westteil der Stadt, denn mir wird klar, dass ich kaum etwas von dem, das ich mir vorgestellt hatte, erleben konnte. Nun will ich zurück, kann aber nicht, weil mein Visum nur für die einmalige Ein- und Ausreise gilt. Aber ich entdecke an der Mauer einen Buchladen, über den man heimlich, ohne Pass, in den Westen gelangen kann. Sein Eingang liegt auf der DDR-Seite und sein Ausgang in West-Berlin. So komme ich wieder in den Westen, erschrecke aber zugleich darüber, weil mir klar wird, dass ich nun ein Flüchtling bin. Ich Sorge mich um die Rückkehr und bin erleichtert darüber, dass auch sie über den Buchladen möglich ist. Alptraumhaft wechsele ich wieder und wieder die Seiten, nicht mehr wissend, wohin ich gehöre. Einziges Stück Heimat ist mir der nach beiden Seiten hin offene Buchladen.

Nicht nur im Traum macht sich Enttäuschung breit über dass, was ich erleben wollte. Keines der erwarteten Paradiese ist vorfindlich. Nicht einmal das Konsumparadies. Zum Beispiel frage ich in zehn Läden nach grünem Haarspray, ohne Erfolg zu haben. In Ostberlin bekomme ich es dann im Inter-shop beim ersten Mal. Überhaupt empfinde ich die Einkäufe im Westen, wie im Osten als zeitaufwendig und nervig. Ich könnte mir vorstellen, mit genug Geld und ohne etwas konkretes zu wollen, durch die Läden zu schlendern und mich verführen zu lassen. Wenn man hingegen mit Zeit und Geld haushalten muss, wirkt das enorme Angebot eher frustrierend. Die meisten müssen haushalten merke ich immer deutlicher. Der Onkel aus dem Westen, der alle Wünsche erfüllt, ist eine dreiste, östliche Vereinnahmung dieses armen Mannes, der sich noch nicht einmal dagegen wehren kann, weil auch er überzeugt ist, dass er unendlich viel mehr Vorteile hat, als seine arme Ostverwandtschaft, die ein Leben ohne Bananen fristen muss. Anfangs genieße ich das große Angebot an Kneipen. In der DDR kann man von Glück reden, wenn man überhaupt Platz findet. Hinzu kommt noch der häufige Ärger, wenn es das, was man will, nicht gibt, obwohl es auf



der Karte steht. Nach 24 Uhr hat kaum noch eine Gaststätte auf, die Kellner benehmen sich wie Polizisten oder Lehrer. Ausgehen kann zu Hause zu Schwerstarbeit werden, vor allem nach 22 Uhr. Hier ist es alles viel angenehmer. Aber es ist auch irgendwie alles nicht so interessant für mich. Kein Gespräch mit fremden Leuten findet statt, kein Besoffener, der den ganzen Laden durcheinanderbringt, krakeelt herum. Morgens komme ich aus den Lokalen, wie ich abends hineingegangen bin. Ohne neue Kontakte und besondere Erlebnisse, außer der Erfahrung, dass ein doppelter Weinbrand 8 DM und ein Steak 20 DM kosten. Vorausgesetzt es ist eine billige Wirtschaft. Bei uns sind das Preise von Luxus-Restaurants. Ich errechne mir, dass ich eine Menge Geld haben müsste, wollte ich hier so oft wie in der DDR in die Kneipe gehen. Auch das Szeneparadies ist direkt besehen nicht der Ort, den ich mir vorstellte. Hausbesetzer-, Sponti-, Punkszene sind am Absterben. Die sogenannten Emanzen haben die Mütterlichkeit entdeckt und die Umwelt- und Friedenskämpfer etablieren sich als parlamentarische Größe. Die westliche Jugend hopst hellblau und rosa gekleidet unpolitisch auf Diskotheken herum. Größere Probleme als mit der Freundin beziehungsweise mit dem Freund scheint es nicht mehr zu geben. Der Bundeskanzler ist doof, doch das hat keinerlei Konsequenzen. Es kommt darauf an, schick zu sein und eine Ausbildung zu haben. Angst vor der Zukunft war einst Angst vor dem Atomschlag oder der Umweltkatastrophe. Jetzt ist es Angst vor der persönlichen Arbeitslosigkeit und materieller Beschränktheit. Und politisch ist die Luft irgendwie raus bei den Leuten von der UFA-Fabrik und vom Mehringhof. Eine Utopie, welche die Sehnsüchte vieler vereint, unübersehbar im Alltag vorhanden, scheint es nicht mehr zu geben. Was wollen die paar linken Opas

noch? Schick-sein ist in. Ein wenig mystisch, ein wenig punkig. Feeling á la Klaus Lage und Nena ist in. Denken und Tun ist out. Wer redet noch ernsthaft von Wohngemeinschaften. Von Action und freier Liebe, von Abrüstung und Ökologie. Die paar wenigen linken Opas halt. Selbst die können ihre Phrasen nicht mehr hören. Also konsumiere dich in den Himmel.

Die Faschisten kommen. „Türken raus!“ steht an jeder Wand, an jedem Scheißhaus. Wenn ich ein Türke wäre, wie würde ich mich angesichts solcher, die alltägliche Wirklichkeit durchziehender Schmierereien fühlen? Im Bus sitzt in unmittelbarer Nähe des Ausstiegs eine verschleierte Frau. Sechs junge Popper stehen dort und waren auf die nächste Haltestelle. Einer von ihnen reißt mit tückischem Blick zu der verschleierte Frau einen Türkenwitz. Die anderen lachen. Das Opfer reagiert nicht und schaut wie zuvor verschämt nach unten. „Ausländer raus“ rufen nun die Jungen, die es wieder einmal nötig zu haben scheinen, Herrenmenschen zu sein. Keiner sagt etwas. Auch ich nicht. In der DDR hätte ich es bei einer ähnlichen Gelegenheit sicher getan. Der Bus hält. Der mit der größten Fresse springt mit weitem Satz hinaus, reckt die Arme zum Himmel hoch und ruft: „Ich komme.“ Seine ganze Sehnsucht nach Leben steckt darin, die er selbst nicht richtig kennt und die immer wieder unterdrückt wird. Die verschleierte Frau muss es erleiden. Udo Lindenberg führt sein Programm „Götterhämmerung“ innerhalb einer Aktionswoche des DGB gegen Ausländerfeindlichkeit auf. Es ist viehisch laut, aber nicht viel los unter dem Publikum. Fast jede Dorfdisco in der DDR hat mehr Stimmung zu bieten. Bei uns wäre Udo die Sensation. Er würde ein überschäumendes, brodelndes Inferno auslösen. Auch der New Yorker Theatermacher, der Theater spielt wie Free-Jazz, hätte bei uns bei seinem ersten Auftritt sicher nicht nur fünf Zuschauer gehabt wie in der UFA-Fabrik. Der Grund hierfür liegt sicher in großen Teilen darin, dass im Osten Kultur Mangelware ist. Aber vielleicht auch daran, dass es eine breitere Sensibilität für Kunst gibt und dass nicht nur der geringeren Ablenkungsmöglichkeiten wegen. Als ich nach drei Wochen wieder in den Ostteil der Stadt zurückkehre, bin ich etwas sicherer auf Westberliner Pflaster beziehungs-

weise Asphalt. Und ich weiß, dass doch ein wenig anders ist, als es sich mir dargestellt hat. Vielleicht erfahre ich es das nächste Mal, falls mein Pass verlängert werden sollte. Gut ist, dass ich lachen kann, über meine Paradieserwartungen und ihre Enttäuschungen. Noch besser ist, dass ich das erste Mal in meinem Leben so eine Art Heimatgefühl habe. Ich empfinde auf einmal, dass in der DDR mein Ort ist. Auch nicht schlecht sind die 60 Westmark in meiner Brieftasche. Im Westen sind das drei bis vier Bücher oder eine Nacht in der Kneipe mit Essen. Hier, zu Hause, werde ich sie schwarz gegen dreihundert Ostmark eintauschen. Davon kann ich bequem drei Wochen Leben oder ungefähr fünfzig Bücher kaufen oder zwanzigmal in die Kneipe gehen. Traurig stimmt mich, dass allen Leuten mit Ausreiseantrag dieses Erlebnis der Rückkehr nicht vergönnt ist. Für sie ist der Seitenwechsel eine Einbahnstraße. Auch wenn sie sich so fühlen sollten, als hätten sie unbedacht die Heimat gegen ein Paradies eingetauscht. Aber das existiert nur als Fiktion. Ich glaube, wenn alle DDR-Bürger in den Westen reisen könnten, wäre es nur ein Drittel der jetzigen Anzahl von Ausreisewilligen. Kaum bin ich wieder auf der Friedrichstraße geht nicht mehr alles glatt. Telefonieren erfordert wieder Geduld, auf den Aufzug wird wieder gewartet, die Straßen sind oft holprig und im Laden sagt die Verkäuferin gelangweilt: „Ham wa nich.“ Ich bin also wieder gefragt mit meiner Phantasie und mit meiner Menschlichkeit. Habe bekannten Boden unter den Rädern, auf dem ich gewohnt bin, mich zu bewegen. Blicke ich über die Mauer, sehe ich bekannte Gebäude. Wohnung von Freunden, Orte konkreten Erlebens. Diese räumliche Nähe bei extremer Ferne berührt mich tief. ■

Die Eiterbeule

Matthias Vernaldi



men, dass durch ihre Bewegungen das Bein überstreckt oder die Hand verrenkt worden wäre. Wenn ich mich zur Seite legen oder wieder auf den Rücken drehen lassen musste, tat sie das, ohne zu erwachen. Ihre Muskeln übernahmen die Funktionen meiner fehlenden Muskulatur. Das geschah nach etwa 900 gemeinsamen Nächten beinahe nebenbei - auch im Schlaf.

Wir saßen in der Küche unseres

... oder ausm Heim-gehend? Am Schuh erkennt man's.



Ich erinnere mich, dass ich mit Jana in Berlin war, als der Anruf kam. Seit einem Jahr waren wir sehr oft hier - so oft, dass es in der Kommune auf dem Land in Thüringen, wo wir eigentlich wohnten, gelegentlich schon schlechte Stimmung gab deswegen. Wir hatten uns bei einem Freund eingemietet - 100 Mark für eines der drei Zimmer seiner Wohnung im Hochpaterre direkt am U-Bahnhof. Es hatte kaum mehr als 10 Quadratmeter und lag zur Straße hinaus. Vom Bahnsteig der Hochbahn konnte man direkt in unser Bett sehen.

Zu dieser Zeit schliefen Jana und ich jede Nacht eng aneinander geschmiegt. Wir waren so miteinander verwachsen, dass wir auch im Schlaf ein Leib waren. Sie lag mir zugewandt an meiner Linken, ihr Knie unter meines geschoben, einen Arm auf meinem Oberkörper. Auch wenn sie sich während der Nacht wegdrehte, kam mein linkes Bein immer wieder auf ihrem Schenkel oder Hintern zu liegen, so dass es gut abgestützt blieb und ich schlafen konnte. Noch nie war es vorgekom-

Freundes beim Frühstück. Es war Mitte August. Ein kalter Wind trieb Nieselregen durch die Straßen. Der Sommer 93 würde wohl ausfallen. Dieser Wahrheit müsse man sich spätestens jetzt stellen, konstatierte ich. Da klingelte das Telefon.

Unser Freund ging ins Wohnzimmer, um abzunehmen. Er kam mit aufgeregter Miene zurück: „Für dich - die Gauckbehörde“. Die Gauckbehörde hatte eine warme weibliche Stimme, die sächselte. Ich könnte ab sofort zur Akteneinsicht in der Leipziger Nebenstelle erscheinen.

Das verdankte ich dem neuen Arzt aus dem Nachbardorf. Nicht einmal einen Dr. hatte er.

Die LPG-Weiber redeten ihn trotzdem mit „Herr Dr.“ an und waren hingerissen von dem charmannten Burschen. Ich konnte ihm die Besonderheiten meines Körpers erklären und Therapien vorschlagen, ohne dass er sich in seiner Medizinerlehre verletzt gefühlt hätte. Er war offen und nett und machte vor allem, was ich wollte. Auch die von mir formulierte Bescheinigung für die Gauckbehörde unterschrieb er anstandslos. In ihr stand, dass sich mein Muskelschwund im Endstadium befände, ich mich also am Rande des Todes bewegte. Ein starker Hustenanfall oder eine der üblichen Kreislaufschwächen könnten schon das Ende für mich bedeuten.

Ich lebte damals schon 20 Jahre mit solchen Aussichten. Die Ärzte hatten es nicht mir direkt, aber meinen Eltern und später dann auch dem Heimerzieher gesagt, dass ich nicht viel älter als 25 würde, wahrscheinlich schon am Ende der Pubertät stürbe, so dass ich schon mit 14 begonnen hatte, mein ziemlich nahes Ende zu realisieren. Dass das von den Fachleuten prognostizierte Höchstalter nun bereits weit hinter mir lag, war sicher damit zu erklären, dass ich nicht in irgendeinem Heim dahinvegetieren musste. In der Wohngemeinschaft bestimmte ich meinen Alltag selbst, weil immer jemand da war - seit mehr als zwei Jahren meist Jana.

Trotzdem: Auch wenn ich noch ein paar Jahre haben sollte, weil es Leute gab, die mir mit der Kraft ihrer Arme beim Abhusten halfen, wenn ich erkältet war, oder weil mein Blut vom Duft der Haut meiner Liebsten in Wallung geriet - genauso gut konnte ich morgen tot sein. Und warum solch Aussicht nicht nutzen zur Einsicht? Zur Akteneinsicht, die auf der Wartespur im Stau der Antragsteller erst in vier oder fünf Jahren zustande gekommen wäre, auf der Überholspur für Todeskandidaten aber schon in weniger als zwanzig Monaten möglich war.

Beim Telefonieren spürte ich ein Ziehen an der rechten Hälfte meiner Kinnlade. Die Aufregung schien mir am Hals zu zerren. Ich verabedete einen Termin in der nächsten Woche. Nachdem Jana mir den Hörer aus der Hand genommen und aufgelegt hatte, war das Ziehen immer noch da. Ich ertastete unterm Bart einen Pickel, der ziemlich wehtat und sich ganz heiß anfühlte.

Zwei Tage später waren Jana und ich zurück in der Wohngemeinschaft. Von hier aus wollte ich dann weiter nach Leipzig. Die Akteneinsicht war in den Tagen zuvor das Thema in der Gruppe, zumindest bei denen, die noch aus der Zeit vor der Wende da waren. Immerhin sollte ich in eine Art Tagebuch über mich und die Wohngemeinschaft Einblick erhalten, das aus feindlichen Motiven heraus angelegt und geführt worden war. Wie wurden wir aus diesem Blickwinkel gesehen? Was war geplant, inszeniert oder verhindert wor-

den? Wer waren unsere IM? Welche bereits vergessenen Geschichten werden mir nun in den Akten wiederbegegnen?

Jetzt, im Nachhinein, war es völlig klar, dass wir im Visier der Stasi gestanden hatten. Ende der 70er hatten wir als ganz junge Leute diese Kommune gegründet - in der DDR, in der Provinz, und dann auch noch mit zum Teil schwerbehinderten Mitgliedern, die die Hilfen, die sie benötigten, von den anderen aus der Gruppe bekamen. Im Nu war die Kommune ein Anlaufpunkt für Hippies, Alternative, Friedensbewegte, Künstler und Punks geworden. Entsprechend hochfliegende Ideen, wilde Feten und utopische Liebschaften erfüllten dann auch bald unsere Räume und Herzen. Jetzt, im Nachhinein, war es irgendwie sogar eine Auszeichnung, von denen als gefährlich eingeschätzt worden zu sein. Aber damals war uns jedesmal extrem beklommen zu Mute, wenn irgendetwas daraufhin wies, dass wir beobachtet würden.

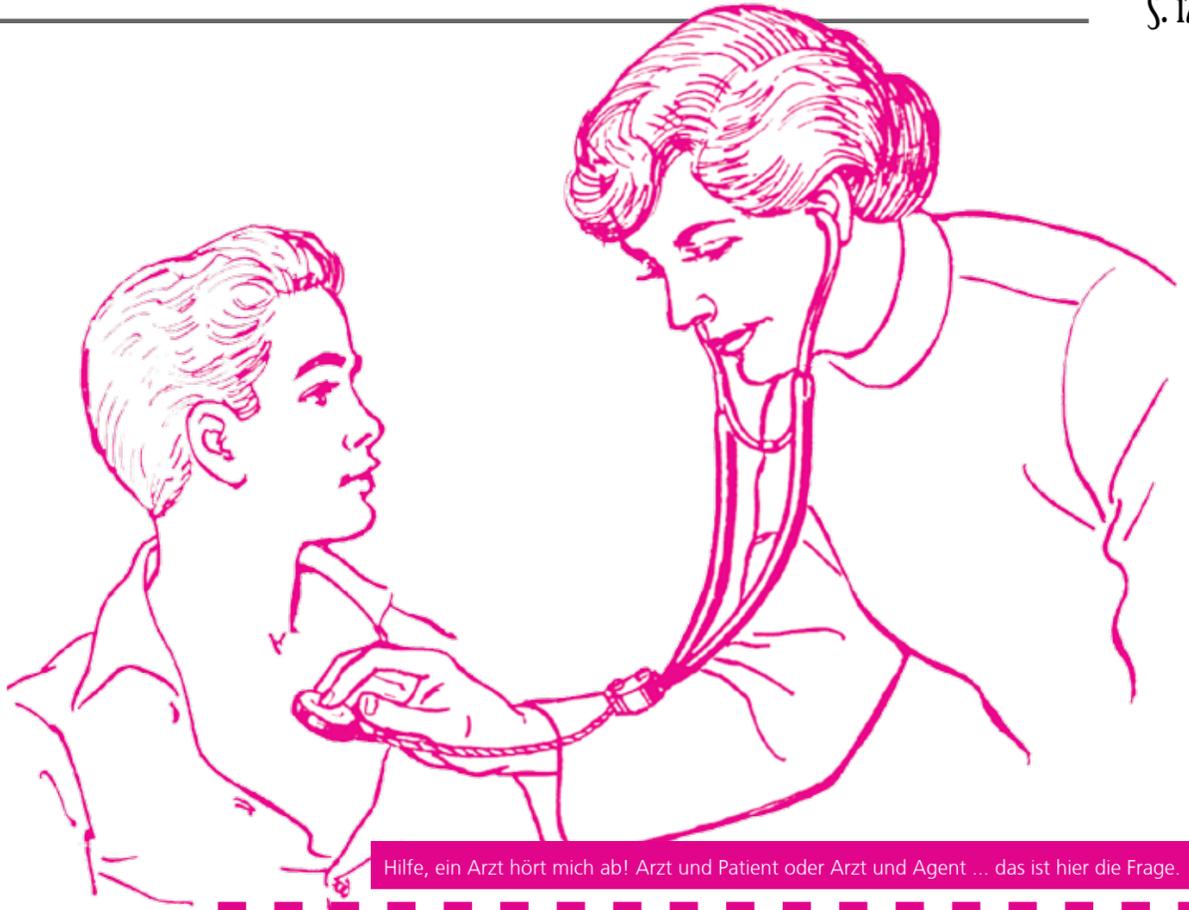
Eigentlich hätte jeder aus der Gruppe seine eigene Akteneinsicht bekommen müssen. Aber die Wohngemeinschaft wurde unter meinem Namen geführt und ich war nun auch der, der zuerst herankam. Wahrscheinlich, so wurde uns aus der Leipziger Behörde signalisiert, könnte ich Kopien der gesamten Akten über die Wohngemeinschaft bekommen. Es könne lediglich etwas dauern, weil das Schwärzen so aufwändig wäre.

Jana schaute auf mein Bitten hin mehrmals am Tag unter meinem Kinn nach. Der Pickel wuchs sich zu einer hühnereigroßen Beule aus, die eine stinkende Flüssigkeit absonderte und deren Haut straff gespannt war. Am Vorabend der Akteneinsicht lag ich fiebergeschüttelt in der Wohnung unserer Leipziger Freunde. Jana drängte mich, mich am nächsten Morgen zum Arzt zu begeben. Davon wollte ich nichts wissen. Die Akteneinsicht hatte Priorität.

Für Jana war es seltsam, welch großes Gewicht diesem Termin gegeben wurde. Sie war zur Wende erst 16. Das ging sie alles nichts so richtig an. Trotzdem musste sie nun mit mir nach Leipzig fahren. Keiner aus der Wohngemeinschaft hatte Zeit.

Sie fand es blöd, dass sie nur, weil wir zusammen waren, mit mir diese Reise machen musste. Überhaupt kotzte es sie immer mehr an, dass die anderen in der Gruppe ganz selbstverständlich davon ausgingen, dass sie die Sachen machte, die mich betrafen. So hatte sie auch meine ganze Pflege am Hals, wenn wir nicht unterwegs waren, obwohl die anderen mich - wie in den Zeiten, bevor wir ein Paar waren - auch aufs Klo bringen oder baden konnten. Wenn sie es einforderte, reagierte man befremdet. Sie verlor an Sympathie.

Die Akten waren in zwei Tagen nicht zu bewältigen. Es gab sieben Bände. Noch einige Tage mehr in Leipzig zu bleiben, war vor allem deshalb nicht



Hilfe, ein Arzt hört mich ab! Arzt und Patient oder Arzt und Agent ... das ist hier die Frage.

drin, weil die Eiterbeule immer heftiger drückte, sottete und mich fiebern ließ. Ich konnte aber veranlassen, dass die Akten in die Außenstelle nach Gera geschickt wurden, die für mich von zu Hause aus erreichbar war.

Die Lektüre der beiden Tage in Leipzig hatte neben vielen anderen doch einen Menschen als IM ans Licht gebracht, dem ich mich nahe fühlte: Dr. Leeken, ein alter Arzt, der uns über 15 Jahre regelmäßig besucht hatte. Es hatte kaum etwas gegeben, was wir ihn nicht anvertraut hätten. So fand sich alles in den Akten wieder: Neue Freunde und Aktionskreise, Termine, Liebschaften, Krankheiten und Medikamente, meine Meinung zur Stationierung von SS20-Raketen und zur Pfarrfrau des Nachbardorfes, allgemeine finanzielle Probleme und meine dicken Füße, „unausgeformt wie bei einem Kleinkind“.

Und den hatte ich über die Jahre immer mehr ins Herz geschlossen! Wie oft war er am Vormittag einfach ins Haus gekommen! Unsere Türen hatten ja immer offen gestanden. Nur wenn ich Termine hatte, hatte ich mich auch einmal vor 10 aus dem Bett holen lassen, meist aber erst mittags. So hatte er oft an meinem Bett gesessen und mich wachgeplaudert. Auch wenn ich nicht allein schlief, hatte er sich nicht davon abhalten lassen. Meist hatte das zu verwunderten bis empörten Reaktionen meiner Bettgenossinnen geführt, die er aber mit Komplimenten und Handküssen zu besänftigen gewusst hatte. Das konnte ich nun alles in meiner Akte wiederfinden.

Der Deckname des etwas kauzigen liberalen Opus war Dr. Walther. Das passte irgendwie zu dem vornehmen Herrn, der in seinen Briefen und selbst in seinen IM-Berichten „tun“ mit th und konzipieren ohne ie geschrieben hatte. Ihn als Arzt zu bemühen, hatte ich aber von vornherein vermieden. Es war sehr schnell deutlich geworden, dass er fachlich nicht besonders viel auf dem Kasten hatte. Das wäre nicht so schlimm gewesen, wenn er mir die Behandlungen verordnet hätte, die ich für nötig

erachtet hatte. Er hatte aber eine Medizinerehre und zu viel Autarkie des Patienten führte zu Konflikten, die ich lieber gar nicht hatte aufkommen lassen wollen, denn die wachsende Sympathie dieses ungewöhnlichen Mannes war mir wichtig.

Die letzte Nacht in Leipzig konnte ich vor Beulenschmerzen nicht schlafen. So fuhr ich auf dem Rückweg gar nicht erst nach Hause sondern sofort zum Chirurgen in die Kreisstadt. Der öffnete das Geschwür mit zwei kräftigen Schnitten und machte mir Hoffnungen, dass in drei Tagen alles vorbei sei. Er hieß Dr. Walther. Ich musste ihn noch mehrmals aufsuchen, weil die offene Beule dann doch nicht verheilen wollte.

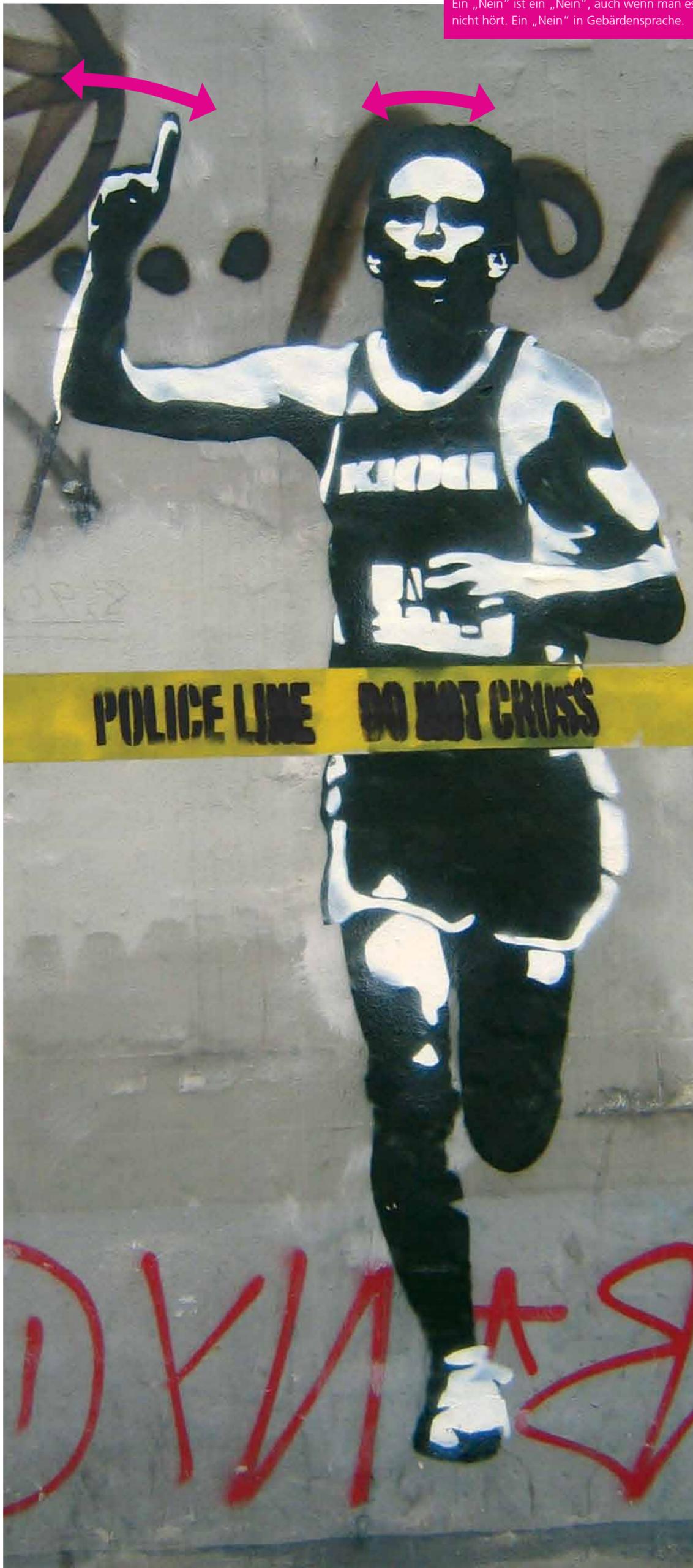
Mit seinem Decknamensvetter traf ich mich drei Wochen nach der OP. Da eiterte die Wunde noch immer. Dr. Leeken war eiskalt, machte mich zum Verhörer und zeigte nie mehr als ihm abverlangt wurde. Jede Leutseligkeit war verschwunden. Mir gegenüber saß ein Feind, der - so schien mir - mich genauso einschätzte wie mein operativer Vorgang von der Stasi genannt worden war: „Parasit“. Schließlich machte er mir noch Vorwürfe, was wir uns wohl angemäht hätten, soviel zusätzliche Unruhe ins kirchlich-staatliche Spannungsfeld zu bringen, anstatt angepaßt und stille uns zu freuen, dass wir überhaupt soetwas wie eine Wohngemeinschaft hingekriegt hätten. Vom Beginn seines Einsatzes bei uns erzählte er, dass der Chef der Kreisstelle ihn zu sich gerufen und gesagt hätte: „Gehen Sie hin zur Wohngemeinschaft und schneiden Sie diese Eiterbeule auf!“ Am Abend war meine Wunde verheilt.

Ich erinnere mich, dass Jana am anderen Morgen, als sie mir die Zähne putzte, zu mir sagte: „Schön, dass du gesund bist. Da kann ich guten Gewissens nach Berlin fahren.“

„Wir fahren nach Berlin?“ „Ich fahre nach Berlin.“ ■

Der Text erschien zuerst in: Karsten Krampitz, Markus Liske, Manja Präkels (Hrsg.) Kaltland. Eine Sammlung, 2011, Rotbuch, 14, 95 Euro.

Ein „Nein“ ist ein „Nein“, auch wenn man es nicht hört. Ein „Nein“ in Gebärdensprache.



Übersehene Gewalt

Rebecca Maskos

Dass sie häufig Opfer von Gewalt und sexualisierter Gewalt werden haben behinderte Frauen schon vor Jahrzehnten publik gemacht – doch interessiert hat das nur wenige. Eine aktuelle Studie der Universität Bielefeld offenbart erst jetzt das ganze Ausmaß der Gewalt.

„Geschlecht behindert – besonderes Merkmal Frau“. So nannte im Jahr 1985 eine Gruppe von Autorinnen mit Behinderungen ihr Buch – eines der ersten über die Lebenssituation behinderter Frauen. Der Titel bringt es auf den Punkt: Als behindert zu gelten überschattet alles andere in der Wahrnehmung der nichtbehinderten Welt. Behinderung schlägt Gender – das wissen nicht nur behinderte Frauen, sondern auch behinderte Männer, die ebenso entsexualisiert und als Neutren wahrgenommen werden. Dennoch sind die Benachteiligungen für behinderte Frauen oft härter. Vielen von ihnen schlägt ein deutlicherer Sexismus entgegen als Frauen ohne Behinderung und Männern mit Behinderung.

Das Buch von Carola Ewinkel, Gisela Hermes und anderen versammelte erstmals die Themen der sich damals gründenden Bewegung behinderter Frauen: Normierende Ideale von Schönheit und Gebärfähigkeit, an denen behinderte Frauen in den Augen der nichtbehinderten Welt scheitern, geringe Einkommen, Arbeitslosigkeit, schlechtere Bildungschancen. Vieles würde behinderten Frauen nicht zugetraut, vor allem nicht eigene Kinder – würden sie dann doch schwanger, seien sie in den Augen der normierten Welt „verantwortungslos“. Die traditionelle Geschlechterrolle, die nichtbehinderten Frauen zugeschrieben wird, stünde bei ihnen auf dem Kopf: Sie sollen kinderlos bleiben und für sich selbst sorgen können, eine Ehe ist für sie in der Regel nicht vorgesehen. Das könne behinderten Frauen zwar Freiheitsgrade bringen, die seien aber zweischneidig: Sie blieben auf die Rolle als asexuelles „Neutrum“ reduziert. Sie hätten seltener Liebesbeziehungen und lebten oft allein und unterprivilegiert.

Gerade weil ihre Geschlechterrolle in Frage gestellt wird, fällt der Sexismus, den behinderte Frauen erleben, kaum jemandem auf: Zum Beispiel, dass sie weit öfter Opfer von alltäglicher Diskriminierung, Gewalt und sexualisierter Gewalt werden. Organisationen behinderter Frauen wiesen darauf vor Jahrzehnten schon hin und forderten genauere Zahlen und Maßnahmen dagegen. Doch Studien gab es nur aus dem anderen europäischen Staaten.

Erst 2009 hat das Bundesfamilienministerium schließlich auf Drängen behinderter Frauen eine Studie in Auftrag gegeben. Im April wurde sie veröffentlicht und im Bielefelder Rathaus vorgestellt. Der Titel: „Lebenssituation und Belastungen von Frauen mit Beeinträchtigungen und Behinderungen in Deutschland“. Forscherinnen um das Interdisziplinäre Zentrum für Frauen und Geschlechterforschung der Universität Bielefeld haben rund 1500 behinderte Frauen befragt. Ihr Fazit: Das Ausmaß der Diskriminierung und Gewalt, das behinderte Frauen erleben, ist weit höher als bisher angenommen.

Die Interviewpartnerinnen im Alter von sechzehn bis 65 Jahren hatten unterschiedliche Behinderungen – körperliche, „geistige“ und psychische. Auch blinde und gehörlose Frauen wurden befragt. Viele haben ihre Behinderung erst im Laufe ihres Lebens bekommen. Knapp ein Drittel lebt in Einrichtungen für behinderte Menschen, davon rund 300 Frauen mit Lernschwierigkeiten oder „geistige Behinderungen“. Die gehörlosen Frauen und die Frauen mit Lernschwierigkeiten wurden nicht im „Standard-Deutsch“ interviewt, sondern in der Gebärdensprache und in der vereinfachten, sogenannten „Leichten Sprache“ – ein Novum in der Sozialforschung. Neu war auch, dass die Studie breit angelegt war: Die Wissenschaftlerinnen haben ungewöhnlich viele Frauen befragt und diese per Zufall ausgewählt. Das erst macht einen Großteil der Studie „repräsentativ“ – laut Bundesfamilienministerium für dieses Thema weltweit das erste Mal.

Ein nicht ganz so überraschendes Ergebnis ist, dass mehr als die Hälfte der befragten Frauen wenig Geld haben und viele von ihnen nicht arbeiten – weil sie keine Stelle bekommen haben oder berentet sind. Ein Leben mit Behinderung

ist mit höheren Kosten verbunden, doch gerade die können die meisten befragten Frauen nicht aufbringen. Die gehörlosen Frauen haben zwar am häufigsten Jobs, aber selbst sie haben Existenzängste, wie die meisten der befragten Frauen. Rücksichtsloses Verhalten von Behördenmitarbeitern, Ärzten und Pflegediensten und Ausgrenzung durch eine nicht barrierefreie Umwelt kennen die meisten von ihnen.

Besonders erschreckt hat die Forscherinnen die Häufigkeit, mit der die Interviewpartnerinnen von Diskriminierung, Gewalt und struktureller Gewalt erzählten. Fast alle Frauen fühlen sich zum Beispiel regelmäßig nicht ernst genommen, viele berichteten von Belästigungen und Bevormundungen: Leute starren, fassen sie unerlaubt an oder duzen sie, sprechen sie nur mit dem Vornamen an oder reden gleich ganz über ihren Kopf hinweg nur mit (nichtbehinderten) Begleitpersonen. Grenzüberschreitungen gehören für viele zum Alltag, vor allem wenn sie von anderen abhängig sind, zum Beispiel bei der Körperpflege.

Alle in der Studie befragten Frauen waren verschiedenen Formen von Gewalt häufiger ausgesetzt als der Durchschnitt der nichtbehinderten Frauen. Etwas mehr als die Hälfte der behinderten Frauen hat in Kindheit psychische Gewalt durch die Eltern erlebt. Zum Vergleich: Rund 36 der Prozent waren es bei einer Studie des Bundesfamilienministeriums aus dem Jahr 2004, bei denen nichtbehinderte Frauen nach Gewalterfahrungen befragt wurden.

Etwa zwei bis dreimal häufiger als die Frauen im Bevölkerungsdurchschnitt von 2004 machten die behinderten Frauen in der Kindheit auch Erfahrungen mit sexualisierter Gewalt. Allen voran die gehörlosen Frauen: Jeder zweiten ist das in ihrer Jugend passiert, besonders in Internaten für Gehörlose. Zwischen Gewalt und Behinderung bestünde ein Wechselverhältnis, sagen die Wissenschaftlerinnen: Behinderte Frauen haben ein höheres Risiko, Gewalt zu erleben, und gleichzeitig tragen Gewalterfahrungen vor allem in der Kindheit zum Entstehen der Behinderungen bei – besonders zu psychischen Behinderungen.

Die frühen Gewalterfahrungen setzen sich später fort. Fast doppelt so viele behinderte Frauen wie Frauen im Bevölkerungsdurchschnitt haben als Erwachsene körperliche Gewalt erfahren. Sexualisierte Gewalt erlebten sie rund zwei bis dreimal häufiger als nichtbehinderte Frauen. Die gehörlosen und psychisch kranken erwachsenen Frauen waren von körperlicher und sexueller Gewalt mit Abstand am stärksten betroffen. Psychische Verletzungen wie Beleidigungen, Demütigungen und Drohungen haben in variierendem Ausmaß rund 70 bis 90 Prozent der Frauen erlebt.

Die Täter (und vereinzelt Täterinnen) bewegen sich, so die Wissenschaftlerinnen, meistens im „sozialen Nahraum“ der Frauen – Bekannte, Freunde, Familie und (Ex-) Partner. Zwar komme die Gewalt auch an öffentlichen Orten häufig vor, doch noch öfter in Paarbeziehungen, vor allem wenn die Frau auf die Hilfe ihres Partners angewiesen ist. Oft fehlten andere enge und vertraute Beziehungen, und ein „von Kindheit an eingepflanztes Minderwertigkeitsgefühl“ mache sie anfällig für eine Dominanz des Partners: „Keine Ansprüche stellen zu dürfen, sich mit dem zufrieden geben zu müssen, was man bekommt“.

Ein Leben in Behinderteneinrichtungen scheint diese Risiken zu verschärfen. Die Wissenschaftlerinnen sprechen von struktureller Gewalt in Heimen: Ein Mangel an Intimsphäre und Reglementierungen des Alltags. Ein Fünftel der Frauen in Einrichtungen hat kein eigenes Zimmer, viele leben in Wohngruppen mit fünf und mehr Bewohnern, die sie sich nicht selbst aussuchen können. Zwei Fünftel können in ihrer Einrichtung ihre Toiletten und Waschräume nicht abschließen. Viele sehen sich regelmässig durch Lärm und Beschimpfungen ihrer Mitbewohner belästigt, von manchen Betreuern fühlen sie sich bevormundet. Kinder haben Frauen in Einrichtungen nur selten und in einer Paarbeziehung leben nur wenige - die mangelnden Rückzugsmöglichkeiten in Einrichtungen scheinen dies zu verhindern.

Abhängigkeit ist auch hier ein großes Thema: Pflegebedürftige Frauen können sich in Einrichtungen oft nicht aussuchen, ob sie von einer Frau oder einem Mann gewaschen und angezogen werden wollen. Gibt es hier sexuelle Über-

Projekte zur Prävention von Gewalt gegen behinderte Frauen

Das Projekt „Frauenbeauftragte in Einrichtungen“ von 2009 bis 2011 vierzehn Frauen mit Lernschwierigkeiten aus Werkstätten und Wohnheimen aus ganz Deutschland aus, als Ansprechpersonen für Frauen in ihren Einrichtungen zu fungieren. Träger des von Bundesfrauenministerium geförderten Projekts war der Verein Weibernetz e.V. in Zusammenarbeit mit dem Verein Mensch zuerst – Netzwerk People First e.V. Dessen Mitglieder sind selbst von so genannter „Geistigen Behinderung“ betroffen, lehnen diesen Begriff aber ab und bevorzugen den Ausdruck „Menschen mit Lernschwierigkeiten“.

Die beteiligten Einrichtungen gehörten zu Diakonie, Caritas und Lebenshilfe und zu staatlichen, privaten und anthroposophischen Trägern. Vor Ort hat jede Frauenbeauftragte eine Unterstützerin, die ihr bei schwierigen Themen, Texten und Gesprächen hilft. In mehreren zwei- bis dreitägigen Schulungen in Frankfurt am Main und Mainz bekamen die Teilnehmerinnen das nötige „Handwerkszeug“ für ihre Aufgabe vermittelt: Informationen über Rechte von behinderten Frauen, Ansprechpersonen in der Einrichtung, Netzwerke mit lokalen Beratungsstellen. In Rollenspielen wurden Beratungsgespräche geübt. In Selbstbehauptungstrainings lernten die Frauen selbst, sich zu wehren und konnten dies an die Frauen in ihrer Einrichtung weitergeben. Mitarbeiterinnen von Mensch zuerst sorgten dafür, dass die Schulungen und alle Materialien in Leichter Sprache gestaltet wurden und brachten ihre eigenen Erfahrungen in der Vertretung ihrer Rechte in Einrichtungen ein. Näheres unter www.weibernetz.de/frauenbeauftragte; www.weibernetz.de; www.people1.de

Beim Bundesverband Frauenberatungsstellen und Frauennotrufe (bff e.V.) angesiedelt ist das Projekt „Zugang für alle!“ Es informiert Beratungsstellen über die Situation von behinderten Frauen und macht Weiterbildungen für die Beraterinnen, speziell zu den Themen Barrierefreiheit und Beratung in Leichter Sprache und erstellt Materialien für Mädchen und Frauen mit unterschiedlichen Behinderungen. Außerdem will es lokale Netzwerke zwischen Beratungsstellen und Einrichtungen wie Werkstätten und Wohnheimen für behinderte Menschen fördern. Damit reagiert das Projekt auf die Tatsache, dass nur wenige behinderte Frauen Beratung und Hilfsmöglichkeiten für Frauen nutzen, zum Beispiel weil sie sie gar nicht erst kennen oder sie sich in nicht barrierefreien Gebäuden befinden. Das Projekt wird finanziert von der Auerbach Stiftung.

Näheres unter: www.frauen-gegen-gewalt.de ■

griffe, könnten die Frauen oft nicht unterscheiden, ob sie zur Pflege gehören oder nicht – zu sehr seien viele daran gewöhnt, dass fremdbestimmt etwas mit ihnen gemacht werde, so die Studie. Vom „hierarchisch höher stehenden“ Heimpersonal sind sie abhängig und das hindert sie oft am Protest. Vielen Frauen mit Lernschwierigkeiten würde ohnehin oft nicht geglaubt. Beschwerdestellen und Kontrolle des Personals gebe es in Einrichtungen kaum. „Die Interviewbeiträge machen deren Charakter als in sich relativ geschlossene Systeme und das damit verknüpfte Risiko unentdeckt bleibender Übergriffe sehr deutlich“, schreiben die Autorinnen der Studie.

Die Studie empfiehlt unter anderem Gewaltprävention in Einrichtungen. Die Frauen sollen gestärkt werden, schließlich seien sie nicht nur Opfer. „Nicht alle Frauen mit Behinderung leben in Einrichtungen und es stimmt auch nicht, dass sie sich nicht wehren können“, schreibt auch der Verein Weibernetz in einem Kommentar zur Presseberichten über die Studie. Das bundesweite Netzwerk behinderter Frauen fordert mehr Selbstverteidigungskurse für behinderte Frauen und dass Frauen in Einrichtungen ihre Rechte selbst vertreten können sollen. Im Projekt „Frauenbeauftragte in Einrichtungen“ hat Weibernetz vierzehn Frauenbeauftragte mit Lernschwierigkeiten ausgebildet. Sie sind Ansprechpartnerinnen

für Kolleginnen und Mitbewohnerinnen in Werkstätten und Wohnheimen und beraten auf Augenhöhe. Das vom Bundesfamilienministerium geförderte Projekt stößt auf viel Interesse bei Einrichtungen und Behindertenverbänden, dennoch ist die weitere Finanzierung ungeklärt.

„Zugang für alle“ heißt ein weiteres Projekt, das Beratungsstellen für Frauen mit Gewalterfahrungen zugänglicher und barrierefreier machen soll. Der Bundesverband Frauenberatungsstellen und Frauennotrufe BFF e.V. hat einen Leitfaden für die Beratung entwickelt und versucht, Beratungsstellen und Einrichtungen besser zu vernetzen.

Denn ein Grund warum es die Studie erst jetzt gibt, sieht Martina Puschke von Weibernetz e.V. in der mangelnden Zugänglichkeit von Beratungsstellen und Frauenhäusern: „Die behinderten Frauen waren einfach nicht im Fokus des Hilfesystems – die kamen ja gar nicht erst dahin. Entweder weil die Barrieren zu hoch waren oder weil sie nicht aus ihren Einrichtungen rauskamen“. ■

Dieser Text ist in veränderter Fassung erstmals in der Wochenzeitung „Jungle World“, Nr. 8/2012 erschienen.

Anzeige

Selbstbestimmt leben mit Assistenten und Assistentinnen Ihrer Wahl

Assistenz für behinderte Menschen in der eigenen Wohnung:
in den Bereichen Grundpflege, Hauswirtschaft, Kommunikation
und Mobilität - bis zu 24 Stunden täglich in allen Bezirken Berlins
jetzt auch: **Beratung zum persönlichen Budget**



ad: ambulante dienste e.V.

Urbanstraße 100
10967 Berlin

Ruf 030-69 04 870
Fax 030-69 04 87 23

adberlin@gmx.de
www.adberlin.com

Wir beraten Sie – telefonisch oder bei einem unverbindlichen Hausbesuch!

Fit for Fun

Gefangen im Dickicht der Physiotherapie

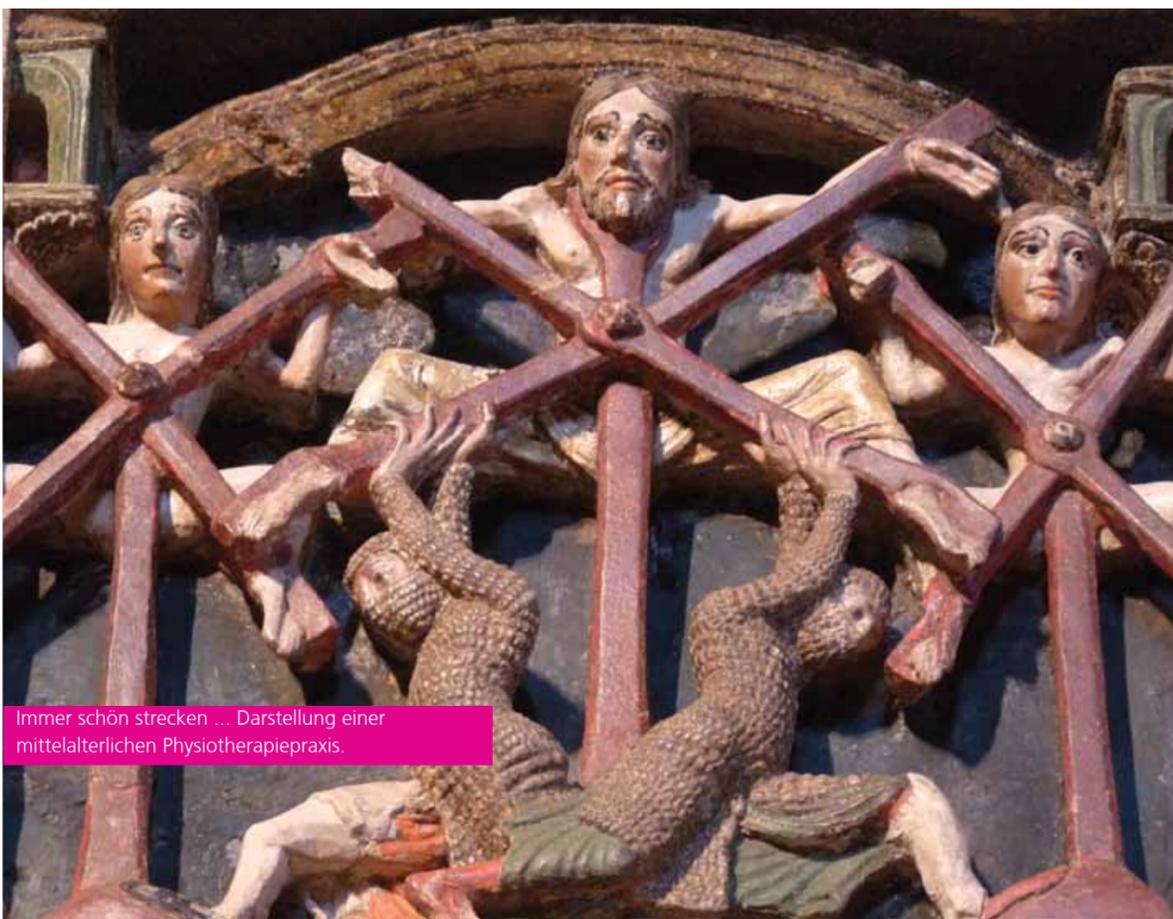
Von Rebecca Maskos

Sie trägt eine randlose Brille und ist so 50 plus. „Ich bin die Rita. Sie haben einen Termin bei mir.“, sagte sie und führt mich in einen schmalen Raum mit einer Liege und einer Topfpflanze. Vorhänge verhängen die Fenster, das gedimmte Licht hält die Außenwelt auf Abstand. „Polio, oder?“ , fragt sie mit Kennerinnenblick, nachdem ich meinen Pullover ausgezogen habe. „Nee, Glasknochen“, kontere ich lässig. Wegen meines krummen Rückens muss ich mal wieder in Behandlung. Das heißt – eigentlich bin ich in Dauerbehandlung. Schon immer.

Rippenbuckel – interessant, ich wusste gar nicht, dass ich so was habe. Bei den ersten Übungen, die ich ebenfalls nackt durchführen musste, runzelte Sybille die Stirn. „Sie sind ja schon ganz verknöchert!“ , stellte sie fest und schaute vorwurfsvoll auf meinen Rücken. „Wissen Sie eigentlich, was da alles noch passieren kann? Hat das Ihnen denn noch nie jemand gesagt? Warum sind Sie eigentlich nicht operiert?“ , fragte Sybille. Die Antworten blieb ich ihr schuldig.

auch die Eltern wurden gemahnt, mit den Kindern regelmäßig selbst zu üben und deren Schmerzen zu ignorieren. Was die Therapie nach Vojta für meinen krummen Rücken bewirken könne, ist mir noch schleierhaft. Bisher sind mir andere Methoden als sinnvoller bei Skoliose vermittelt worden. Aber immerhin hat Rita die Vojta-Therapie kreativ erweitert. Oder ist ihr Style sogar im Sinne des Meisters? Was weiß ich schon als uneingeweihte Banausin.

„Stellen Sie sich vor, ihr Mundraum ist weit geöffnet“, fordert Rita mich auf. Irritiert versuche ich, ihre Muskelübungen



Immer schön strecken ... Darstellung einer mittelalterlichen Physiotherapiepraxis.

Bereits als Kleinkind musste ich zum „Turnen“ – auf Bällen sitzen und Hüpfen, Beine strecken und beugen, auf dem Bauch liegen und den Kopf heben, all das gehört zu meinen frühesten Erinnerungen. Und mit Ausnahme einiger Jahre der spätpubertären Rebellion gegen den fremdbestimmten Blick auf meinen Körper habe ich mich auch immer brav um meinen Rücken gekümmert und bin einmal die Woche zur Krankengymnastik gegangen – schließlich ist mit so einer Skoliose nicht zu spaßen, schlimme Dinge können da ohne „KG“ passieren, Schmerzen, Atemprobleme, Nervenquetschungen ...oder eventuell auch nichts dergleichen.

Neu in der Stadt habe ich schon eine kleine Odyssee durch die Praxen hinter mir. Schließlich will ich mich ja auch nicht von irgendwem behandeln lassen sondern nur von Expert_innen für die ganz schweren Fälle. Das hatte mich zum Beispiel in den Behandlungsraum von Herrn Zwickel gebracht. Herr Zwickel ließ mich vor seiner Behandlungsliege stehen und schob meine falsch hängenden Rückenpartien in etwa dahin, wo sie hingehören. Ich durfte mich dabei an der Liege festhalten. „So“, sagte er anschließend feierlich. Manchmal ließ er mich auch selbst was machen. „Und action!“ rief er dann, wenn ich loslegen sollte.

Herr Zwickel war offensichtlich überfordert mit Glasknochen Typ III. Sybille hingegen war bei Fällen wie mir ganz in ihrem Element. Neue Praxis, neues Glück, dachte ich – Sybille hatte eine spezielle Zusatz-Ausbildung gemacht nach der Theorie von Katharina Schroth, der Säulenheiligen der krummen Rücken dieser Welt, – endlich mal eine, die sich auskannte. Gleich in der ersten Stunde musste ich mich ausziehen. Sybille machte Fotos von mir von allen Seiten. Sie selbst behielt ihr pastellfarbenes, mit Strass-Steinchen besetztes T-Shirt an. „Hier, da – Ihr Rippenbuckel!“, rief sie. Sie zeigte mir meine Problemzone auf dem Display ihrer Kamera.

„Kann man denn da noch was machen?“, fragte ich eingeschüchtert. Es gab Hoffnung – in Gestalt von Sybilles Übungsprogramm. Das ließ sich auch ganz gut an – die krummen Partien wurden gestreckt und bewegt, die Muskeln gestärkt. Was mir Sorgen machte war Sybille selbst. Die Frau war eigenartig. Sie sprach immer von „uns“, wenn sie mich meinte: „Na, haben wir uns verspannt?“ „Festhalten, festhalten!!!“ schrie sie, wenn ich eine Muskelpartie angespannt hatte. „Und: Lööööööööösen“, lieb sie sie mit einem melodischen Singsang ihrem Mund entgleiten, wenn ich die Partie wieder entspannen sollte.

Bei ihrem ersten „Festhalten–Löösen-Konzert“ dachte ich noch, das sei ein Witz. Doch Sybille meinte das ernst. Richtig ernst. Sie war engagiert bei der Sache. Denn ich war ein echter Problemfall. Meine medizinische Geschichte fragte sie ab, Geschwister, Eltern, woher denn diese Gene kämen. Die Komplikationen von schwerer Skoliose schilderte sie mir in allen Farben. „Sie atmen ja so schnell“, bemerkte sie öfter tadelnd. Irgendwie war ich wohl falsch, dachte ich – oder zumindest falsch in dieser Praxis. Ich arbeitete das Physiotherapie-Rezept vom Arzt ab und guckte mich nach einer neuen Praxis um.

Und jetzt liege ich bei Rita auf der Bank. Wie Kafkas Käfer auf dem Rücken, Ritas Gesicht dicht über meinem. „Der Atem fliiiiieeet“, melodierte sie. Ich bin verwirrt. „Heißt das, ich soll besonders tief atmen oder ganz normal?“, frage ich. „Äh, also einfach weiteratmen, nicht aufhören“, sagt Rita fahrig.

Rita ist Spezialistin in „Vojta“-Therapie, das hat sie mir vorher erklärt. Mit „Vojta“ verbinden einige behinderte Menschen traumatische Kindheitserfahrungen. Das weiß ich von Freunden von mir, die eine Spastik haben. Da wurden Gliedmaßen schmerzvoll gezerrt, stundenlange Stehübungen gemacht,

zu befolgen und gleichzeitig an meinen Mundraum zu denken. Das ist gar nicht so einfach. Bei der Assoziation „Zahnarzt“ klappt es dann. Oder doch nicht? Rita klärt mich auf: „Die Kiefergelenke sind direkt mit dem Zwerchfell verbunden. Wenn Sie die Kiefergelenke entspannen, dann kann Ihr Zwerchfell besser atmen und das stützt ja den ganzen Rücken.“ „Ach so“, sage ich. „Sie können sich auch vorstellen, Ihre Kiefergelenke entfernen sich von einander. Oder einfach: Ihre Kiefergelenke entspannen sich“, schlägt Rita vor. Offenbar haben in meinem Fall „Zahnarzt“ und Zwerchfell wohl keinen harmonischen Zweiklang gebildet.

Kiefergelenke entspannen, aha, aha. Sempel gestrickt wie ich bin komme ich mit dieser Anweisung am besten klar. Die Mundraumakrobatik ist indes nur was zum Aufwärmen. „Jetzt wollen wir singen!“, verkündet Rita freudestrahlend. Ich schaue sie entsetzt an. „Aaaaaah!“, singt Rita. „Kommen Sie, singen Sie mit mir!“ „Äh...Aah“, mache ich zögernd. Dann muss ich lachen. Rita schaut mich vorwurfsvoll an. Vielleicht ist mein Zwerchfell jetzt wieder verspannt.

Nachdem ich mich wieder eingekriegt und ein paar mal eingestimmt habe in Ritas „Aaaaa, Aaaaah“, bringt sie ihre Geheimwaffe in Stellung. „Kennen Sie die Hu-Atmung?“, fragt sie heimtückisch. „Bitte, was?!“ „Wir wecken jetzt Ihren Atem! Hu! Hu! Stoßen Sie das Hu hervor!“ Als total tolerant-vorurteilsfreier Mensch tue ich mein Bestes. Ich gebe alles. Dennoch: Nach etwa 10 Sekunden kann ich nicht mehr. Statt Hu! Hu! kommt nur Hahaha aus mir heraus. Rita schaut ernst. „OK. Dann atmen Sie jetzt mit mir ganz tief ein. Und beim Ausatmen seufzen wir gemeinsam!“ Super, endlich mal eine Übung, die meiner momentanen Gefühlslage entspricht, denke ich. Ich seufze. Ausgiebig. „Und, merken Sie schon was?“, fragt Rita. „Hu“, sage ich. ■

Bilderrätsel



Die Collage verunsinnbildlicht (auf zynische und menschenverachtende Weise) eine im Deutschen geläufige Redewendung. (Wer nicht gerade im Rolli sitzt, kann auch „stehende Wendung“ sagen.) Um welchen Satz handelt es sich?

Unter den ersten 50 Einsendungen verlosen wir einen Kasten Mineralwasser. Post an: Mondkalb Berlin, c/o Matthias Vernaldi, Stuttgarter Straße 46, 12059 Berlin oder post@normalistan.de. Der Rechtsweg ist sowas von ausgeschlossen!